H. eccl.
573
m

H.eccl. 573 m

Xerokopieren aus
rischen Gründen n
Nur im Lesesaal

A 1 F

S →

573 m

Das Missionswesen

in

der Südsee.

Ein Beitrag

zur Geschichte von Polynesien.

Von

Friedrich Krohn.

H. Eccl. 573m
Krohn
<36622291290013
<36622291290013
S
Bayer. Staatsbibliothek

Das Missionswesen

in

der Südsee.

Ein Beitrag
zur Geschichte von Polynesien.

Von

Friedrich Krohn.

(Nebst neuen Nachrichten und Documenten über die Gesellschafts- und Sandwichinseln.)

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1833.

Inhalt.

Rückblick auf die indischen Missionen. S. 1. — Dübois's Briefe über Indien. S. 4. — Düperrey und v. Kotzebue. S. 5. — Heber gegen Dübois. S. 6. — Missionswesen und Pietismus. S. 7. — Unevangelische Sabbathsstrenge S. 10. — Urtheil über Heidenerziehung. S. 12. — Ausstellung falscher Thatsachen. S. 13. —

Erste Abtheilung.

Vorchristlicher Zustand der Gesellschaftsinsulaner. S. 14. — Anfang der Südseemissionen. S. 17. — Vorgeschichte Polynesiens. S. 19. — Quellen: — 1) die Seefahrer. S. 20.; — 2) die Missionäre. S. 21. — v. Kotzebue's Widersprüche gegen Beide. S. 22. — Ueberblick der Profangeschichte Tahiti's. S. 23. — Ueberblick der Geschichte des Christenthums daselbst. S. 25. —: Anfängliches Mislingen. S. 27. — Gänzliches Aufgeben der Mission. S. 29. — Neue Wendung. — Pomare's Bekehrung. S. 30. — Gemeinde auf Eimeo und Huahine. S. 31. — Kampf zwischen Christen- und Heidenthum. S. 32. — Verschwörung gegen die Bure Atua. S. 33. — Letzter Kampf und Pomare's Schonung gegen die Besiegten. S. 34. — Tahitisches Evangelium. S. 36. —

Uebereinstimmung der übrigen Berichte. S. 37. — Mährchen vom König Tajo und der Insel Tabua bei v. Kotzebue. S. 38. — Kozeb.'s Spott und der Ernst der Tahitier. S. 40. — v. Kotzeb. mystificirt sich. S. 42. — Durchschimmernde Wahrheit. S. 43. — Captän Beechey. S. 44. — Bericht Düperrey's. S. 46. — Bericht Simonow's S. 48. — Captän Gambier. S. 51. — Kopfhängerei der Tahitier. S. 63. — Bericht der londner Missionsgesellschaft. S. 64. — Hülfsquellen der Tahitier S. 65. — Förderung der Erwerbsthätigkeit. S. 66. — Geistige Erziehung. S. 68. — Druckerpresse. — Schulen. S. 69. — Zustand der Religion S. 70. — Verführung von Seiten der Europäer. S. 71. — Irrlehrer. — Geistige Getränke. S. 72. — Die Kirchenmitglieder. S. 73. — Rückblick auf den Bericht der Gesellschaft. S. 74. — Bekämpfung und Förderung der Missionsthätigkeit. S. 75. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Zweite Abtheilung.

Die Sandwichinseln. S. 77. — Fingirter Brief. S. 79. — Stewart bei v. Kotzebue. S. 81. — Stewart's Visit to the South Seas. S. 82. — Die Ansiedler. S. 83. — Americanisch-catholisches Unwesen. S. 85. — Hindernisse der Mission. S. 88. — Edict Kauikeaouli's. S. 90. — Stewart's Erklärung. S. 92. — Vortrag in der „Gesellschaft für Erdkunde." S. 95. — Ausdehnung der evangelischen Missionsthätigkeit. S. 96. — Gesammtheit der Missionsinstitute. S. 98. — Ein Artikel in der Staatszeitung. S. 99. — Depopulation Tahiti's. S. 100. — Uebertriebener Bericht über Sonntagsstrenge. S. 101. — Beschuldigungen S. 102. — Hr. Ellis an den Verf. S. 103. — Vertheidigung des Herrn Bingham. S. 105. — Mistress Stewart's Tod. S. 106. — Vorräthe auf den Sandwichinseln. S. 107. — Schluß des Vortrags. S. 108. — Brief des americ. Consuls. S. 109. — Handelsverkehr an den Sandwichinseln. S. 110. — Bericht des Capt. Finch. S. 111. — Die Ansiedler. S. 113. — Wirkung der Missionen. S. 114. — Widersetzlichkeit der Ansiedler. S. 115. — Nukuhiva. S. 116. — Unordnungen unter den Südseefahrern. S. 117. — Handel mit Menschenköpfen. S. 118. — Bildungsmittel der Völker. S. 119. — Darlegung des Thatbestandes. S. 120. — Schlußbetrachtung. S. 121. — Der Europäer und der Australindier. S. 122. — Dämmerndes Licht im Südmeere. S. 123. — Schluß. —

Anhang. S. 126. — Skinner's Ausflüchte in Indien und am Himalaja. S. 126. ff. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Als vor einem Jahrhundert die ersten Jünglinge unsers Vaterlandes nach den dänischen Colonieen auf der Coromandelküste gegangen waren, um das Evangelium unter den tamulischen Indiern zu verkünden, erweckte ein solches Unternehmen unter den protestantischen Christen Europa's allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme. Die ersten Nachrichten, welche von dort herüber kamen, vom hallischen Waisenhause aus über ganz Deutschland verbreitet, wurden mit Begierde gelesen und von vielen Seiten her beeiferte man sich, Beiträge zur Unterstützung dieser neuen evangelischen Missionen einzusenden. Wie hätte dies anders sein können? Es war die Zeit des neu erwachenden evangelischen Lebens in seiner ganzen Frische; aus der kriegführenden, lebenzerstörenden Theologie war die Schule des innerlich-christlichen Lebens glücklich herausgetaucht und fing an, um sich her aufzubauen und zu erziehen von Grunde aus, was verödet lag. Ein neuer Zeitraum der Pädagogik im weitesten Sinne war mit einer Epoche angebrochen, deren würdigstes Denkmal der Nachwelt in jenem Waisenhause gesetzt ist. Aus diesem neu angefachten Geiste war auch der Eifer für die Erziehung jener unglückseligen Heidenvölker, wie bei jeder durch neue Lebendigkeit ausgezeichneten Epoche, erwacht, und die ersten Missionsnachrichten, welche die frankesche Schule über Indien verbreitete, athmeten

so ganz die sich hingebende und opfernde Liebe, die mit solcher Geduld und Beharrlichkeit nur aus dem echten Geiste des Evangeliums möglich schien. Dazu kam, daß die Lectüre dieser Nachrichten ihre Leser theils so lebhaft und wunderbar an die Erscheinungen bei der ersten apostolischen Verkündigung des Evangeliums erinnerte, theils in ein so neues, überseeisches Lebens- und Naturgebiet führte, daß auch Andre, denen das rein christliche Interesse ferner lag, von ihnen angezogen wurden. Wenn daher die große Theilnahme des europäischen Publicums an diesen jungen Missionen so natürlich war, so hätte es andrerseits ganz wunderbar und gegen alle Analogie mit der bisherigen Kirchengeschichte zugehen müssen, wenn die ganze Sache, die sich so entschieden auf dem recht innerlich christlichen Lebensgebiete bewegte, sich nicht auch die heftigsten Widersprüche und Verfolgungen zugezogen hätte. Es konnte nicht ausbleiben, daß unvorsichtige Freunde des Missionswesens in begeisterter Freude über die ersten glücklichen, wenn auch kleinen Erfolge der Heidenboten, wirkliche Resultate mit ihren Hoffnungen und Wünschen vermengend, mit übertriebenen Farben einen Erfolg schilderten, wie er in der That nicht da war. Unpartheiische Reisende mußten daher bald Thatsachen anführen, welche jenen Uebertreibungen augenscheinlich widersprachen. Die cismarinischen Feinde der Missionen (nicht bloß aus den Jesuiten und Verfassern der Lettres Edifiantes bestehend [1]),) hätten die Widerlegung solcher Uebertreibungen eben so gut aus den Nachrichten der Missionäre selbst schöpfen können, allein ihre Angriffe

---

[1]) Cf. Lettres Edifiantes, XIV Recueil, p. 481, 482, 465, 469, — La Croze, Histoire du Christianisme des Indes p. 553 sqq.

würden eben alle Streiche in die Luft gethan und ihre Wirkung ganz verfehlt haben, hätten sie deren Angaben nicht ganz ignorirt und recht absichtlich mit den Uebertreibungen verwechselt. Eine Beimischung von scheinbarer Wahrheit, welche durch diesen Umstand die literarischen Verfolgungen der Missionsfeinde erhielten, war hinreichend, jenen großen Theil des Publicums für sich zu gewinnen, der, seiner Hauptmasse nach, den Missionen nicht nur, sondern auch dem Evangelium überhaupt immer schroff gegenüberstehen muß. Mogten daher die Vertheidigungsschriften der Missionäre die Irregeleiteten ihrer Gegner mit der Zeit auch auf den rechten Weg zurückführen, jene erwähnte Hauptmasse, die, wie bekannt, es immer viel unterhaltender findet, wo ein Haus niedergerissen, als wo eins gebaut wird; wo geschmäht und geschimpft, als wo gebilligt und ermuntert wird, beharrte so lange bei der Mode, auf die Missionen zu schimpfen, bis der „Zeitgeist" irgend etwas Andres — Neues darbot.

Ich glaube hier an diese Erscheinung in der ersten Geschichte der evangelischen Missionen erinnern zu dürfen, weil sie nicht bloß lehrt, wie Dasselbe bei jeder neuen Epoche in ihr wiedergekehrt sei, sondern auch recht wohl diviniren läßt, daß es bis zur gänzlichen „Durchsäuerung des Teiges" immer so wiederkehren werde.

Ueber die indischen Missionen fing man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an, ein Stillschweigen zu beobachten, wiewohl gerade da unter der wunderbar gesegneten Wirksamkeit des sel. Schwartz die auffallendsten Früchte gereift wurden. Zwar fuhren diejenigen, welche das wahre Elend jener Völker und die einzige Weise ihrer Verbesserung erkannten, fort, nach Kräften für die jungen Gemeinden des Morgenlandes zu sorgen

und den Fortgang derselben zu befördern; aber der Sturm des frechsten Unglaubens, der von Frankreich her sich auch über Deutschland ergoß, hatte für den größten Theil des Publicums alles Interesse an Religion überhaupt zu sehr ertödtet, als daß es hätte rege sein können für eine so im Stillen und mit langsamen Erfolge (wiewohl mit desto sichrerem) wirkende Thätigkeit. Kaum aber tauchte im Anfange unsers Jahrhunderts die Sehnsucht nach einem regeren kirchlichen Leben auf, als auch die alte Feindschaft das Haupt wieder erhob. Was die indischen Missionen betraf, so bedurfte es nur einer Gelegenheit, und diese fand sich in der Erscheinung der dûboisschen Briefe über Indien. Hier sollte bewiesen werden, daß das Unternehmen, die Indier zum Christenthum zu führen, eine bloße Chimäre sei; daß, nach des Verfassers eigener (und in Beziehung auf ihn auch gewiß sehr richtigen) Erfahrung, Fälle von wirklicher Bekehrung zum Christenthum gar nicht vorkämen, und überhaupt das Volk selbst der Annahme des Christenthums keinesweges fähig sei. Mit großem Eifer wurden die Nachrichten Dûbois's verbreitet, selbst von theologischen Journalen, denen es wenigstens wohl Pflicht gewesen wäre, vorher die Geschichte der Missionen mit Besonnenheit zu prüfen. Dûbois's Nachrichten sind seitdem durch Heber's Berichte auf's Schlagendste widerlegt, und waren es schon vor ihrem Erscheinen durch die thatsächliche Darlegung von dem Zustande und Bestande der zahlreichen Gemeinden auf der Coromandelküste; — „die 200 christliche Gemeinden, in denen Ackerbau, Viehzucht und selbst Handwerke blühen, die auch den unaufmerksamsten Reisenden durch ihre Grabstätten mit Rohrkreuzen längs den Heerstraßen an ihr Dasein erinnern“, waren eine nur zu schlagende Wi-

derlegung. Allein — von diesen Widerlegungen ist wenig, wenn überhaupt, Notiz genommen worden. Es ist gewiß, daß im Wesentlichen dem glücklichen Fortgange jener Völkererziehung dadurch nicht geschadet werden kann; betrübend aber ist das Licht, in welchem dadurch jene Feinde der Missionen erscheinen. Es geht hieraus deutlich hervor, daß es ihnen gar nicht einmal wünschenswerth sein würde, wenn die Missionen mit einem heilsamen, glücklichen Erfolge gesegnet wären, weil die Freude, so viele Seelen aus dem Schmutz und der Wildheit des götzendienstlichen Lebens emporgezogen zu wissen, nicht den Schmerz über die Zurücknahme früherer Behauptungen zu überwältigen vermögte. Dies sagen zu müssen, thut allerdings sehr weh, giebt aber bei ruhiger Betrachtung der ganzen Erscheinung die einzig richtige Erklärung derselben, falls ihr nicht eine dermaßen oberflächliche Kenntniß des Gegenstandes zum Grunde liegen soll, wie sie bei so absprechenden Urtheilen eben so unverzeihlich sein würde. Wie sollen wir uns, um nur zwei Beispiele anzuführen, wohl Folgendes anders erklären. Herr von Kotzebue und Düperrey, Beide Befehlshaber von Schiffen europäischer Suveräne, Beide Verfasser von Reisen in der Südsee, nur daß dem Werke des Letzteren von Kennern eine größere wissenschaftliche Tüchtigkeit zugestanden wird als dem des Ersteren, liefern Beide Berichte über den Zustand der Missionen von Tahiti, welche beide nach der Vergleichung mit Ellis' Berichten übertrieben sind. Nach Düperrey (s. unten) ist ganz Tahiti europäisch cultivirt, nach v. Kotzebue die Insel noch elender als elend, nach Ellis auf ihr ein segensreicher Anfang zur Cultur gemacht. Warum aber hat von den beiden Ersten Herr von Kotzebue allein die Ehre gehabt, bei jener

Classe von Zeitschriften als würdige Quelle zu gelten? — Ferner: Reginald Heber hat in Europa und Indien eine Theilnahme und Anerkennung gefunden, wie sie so leicht kein Zweiter in so kurzer Zeit so allgemein finden dürfte. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger auf dem Bischofssitz von Calcutta ging er mit der Absicht nach Indien, sich an die Spitze der Missionäre zu stellen, um so, wie die Thätigkeit der übrigen Kirchenbeamten, auch die ihre nach Kräften zu beaufsichtigen, zu leiten uud zu befördern. Treu hat er das sich Versprochene bis zum letzten Athemzuge erfüllt. Wer ihn auf seinen Wegen durch das weite Land begleitet, sieht allenthalben ihn freudig und ermunternd eingreifen in ihre Wirksamkeit, allenthalben den glücklichen Erfolg derselben Gott dankend anerkennen, wobei er Dubois's „Lügenhaftigkeit" nachdrücklich rügt; sieht ihn Pläne zur Gründung neuer und zur Verbesserung älterer Missionsplätze entwerfen. Wo aber gebe es ein so weites Feld menschlicher Thätigkeit, das nicht hie und da mangelhafte Stellen zeigte. Heber rügt dieselben mit Ernst und Nachdruck, und — hier ist der Fleck, auf dem jene unberufenen Tadler faul befunden werden, — er giebt und leitet an, wie es nach seiner Ansicht besser zu machen sei. Dieser offene, freie Tadel seines eigenen Wirkungskreises ist ein zu starkes Hinderniß dagegen gewesen, ihn für einen blinden Missionseiferer zu halten. Auch ist die Darstellung seines Lebens und die Herausgabe seiner Nachrichten in Deutschland mit in der Absicht geschehen, um auf den wahren Zustand der indischen Missionen das deutlichste Licht zu werfen. Was hat man gethan? — In einigen Anzeigen und Recensionen dieses Buches hat man den Punct rücksichtlich des Missionswesens beiläufig berührt, jenen Tadel aus

dem Zusammenhange einseitig herausgestellt, ihn mit gesperrter Schrift drucken lassen, um zu zeigen, wie selbst ein so frommer Mann gegen Missionen eifere, und ist auf diese Weise freilich darum hinweggekommen, die einst verbreiteten Berichte Dûbois's nach ihm zu berichtigen!!

Was giebt nun zu Allem diesen den Schlüssel? Unwissenheit kann es nicht sein: wer jenen Tadel liest, muß auch diese Ermunterung und Anerkennung lesen. Es bleibt daher nur böser Wille und ein Partheieifer als Erklärung übrig, der auf seiner Seite so blind steht, wie ihm selbst der Eifer der Missionäre im Allgemeinen gegenüber erscheint, und dies führt auf einen tiefern Sitz des Uebels, das wir hier beklagen.

Vorhin ist gesagt, daß die Liebe zur Missionsthätigkeit sich historisch als einen integrirenden, unabtrennbaren Theil des lebendig-christlichen Glaubens erwiesen hat und daß, so alt die Kirche ist, in Perioden, wo die Sehnsucht nach einem innigeren Leben in Gott besonders stark und wirksam hervortrat, auch der Eifer erwachte, Andern die empfangene beseligende Freude und Liebe des eignen Herzens mitzutheilen. Aber die erfreulichen Zeiten solches religiös-bewegten Lebens haben auch stets die Ausgeburt fanatischer und schwärmerischer Secten zur Folge gehabt und, wenn nun die Gegenwart als eine Zeit erscheint, in der sich das Bedürfniß nach einem festen Halt des Lebens in Gott und dem Himmelreiche um so stärker regt, je auffallender im Gebiete des Politischen und Wissenschaftlichen das subjectiv Menschliche und das Irdische als nichtig und Wahn erscheint: so ist doch andrerseits nicht zu verkennen, daß es auch gegenwärtig nicht immer und allemal ein bloßes Gespenst sein könne, was von so vielen Seiten, besonders in unserm Vaterlande, unter

dem weitschallenden Namen von Pietismus rc. bekämpft werde. Es ist hier gar nicht der Ort, auf die wunderbare Mannigfaltigkeit von Begriffen hinzuweisen, welche bei den Einen und den Andern ihrer Vorstellung von „Pietismus“ dunkel zum Grunde liegen; so viel aber ist klar, daß Alle hiermit etwas Uebertriebenes an der wahren Frömmigkeit bezeichnen wollen, und dabei nur dem Einen noch gerade auf dem echten Boden der Frömmigkeit zu wurzeln scheint, was die alleräußerste rechte Seite auf dem Acker des Unglaubens erblickt, die äußerste linke aber für ein Kraut des „Pietismus“ hält, oder vielmehr, wenn die wahre Frömmigkeit ihren Ausgang in dem vollkommnen Leben in Gott hat und es also nicht wohl eine übertriebene Frömmigkeit geben kann, — daß Alle bei Pietismus etwas Verkehrtes und Falsches denken, welches der Frömmigkeit beigemischt werde. Wo aber, du lieber Gott! hätte sich nicht in alle an sich wahren und guten Erscheinungen des menschlichen Geistes und Herzens etwas Verkehrtes und Falsches gemischt!

Nun denn, auf dieses leidige Feld, diesen Kampfplatz gegen Pietismus rc. hat man den Kampf wider das Missionswesen gezogen und dadurch aus der Menge derer, die nicht Zeit und Gelegenheit genug haben, den über das Missionswesen dadurch geworfenen Schleier einer unbestimmten odiösen Verdächtelung zu lüften und, was in Wahrheit dahinter stecke, näher zu besehen, gegen die Sache der Missionen schlechthin ein zahlloses Heer von Verfolgern aufgebracht. Jeder, der nun am Pietismus zum Ritter wird, schießt auch einige Bolzen auf irgend wo und wie sich befindende Missionäre ab, und während sonst der Name Christ, Geistlicher rc. noch nicht an sich einen solchen bezeichnet, der von jenem verbündeten Heere

bekämpft werden müsse, sondern hier erst angerufen wird nach dem Losungsworte, ob ein pietistischer Christ oder ein Christ so und so: ist der Name Missionär allein schon hinreichend, seinen Träger zum Gegenstande der Verfolgung zu machen. Woher dies komme, liegt freilich sehr nahe. Gab es unter den Missionären auch einen fanatischen Chamberlain und einen ungläubigen Broomhall: — so buntscheckig und verschiedenartig ist ihre Herde nicht, wie jene, die in den Stall der äußern Kirche gesammelt wird, und immer noch bedarf es eines zu großen Gehaltes an entschiedener christlicher Gesinnung, als daß dem angehenden Missionär bei dem Blick auf seinen künftigen Lebenskreis die Selbstprüfung zu leicht gemacht sei. Daher hat denn auch die Erfahrung gelehrt, daß nicht alle theologischen oder christlichen Schulen im Stande sind, Missionäre aus sich hervorgehen zu sehen, und, wenn also auch Einzelne wie die ebengenannten in den Kreis der Missionsthätigkeit einschleichen, der Kern jener Heidenerzieher doch nur aus denen bestehen könne, die gleich fern von Aberglauben und Unglauben das freie Evangelium lebendig und mit unerschütterlichem Glauben im Herzen tragen. Daher ist freilich der Kreis ihrer Geistesrichtungen ein engerer, als bei denen, die äußerlich als Christen, Geistliche ꝛc. schlechthin bezeichnet werden, und der Kampf, der sich gegen die Mitte von dem hin erhebt, was man Alles als „Pietismus" bezeichnet, muß daher auch allemal die Missionäre oder ihre Geistesrichtung treffen. Insofern dann aber der Kampf gegen jenen Kern der Missionäre nach unsrer innigsten Ueberzeugung nichts weiter ist als eben der Kampf gegen das wahre Christenthum selbst, so fällt ihre Vertheidi-

gung dem christlichen Apologeten überhaupt anheim, und wir haben hier kein Wort weiter darüber zu verlieren.

Erhebt sich dieser Kampf ferner gegen etwas Falsches und Verkehrtes, was sich dem echten Geiste des Missionswesens beimischt, indem bei der gegenwärtigen außerordentlichen Ausbreitung dieser Anstalten, fast durch alle Heidenvölker der Erde hin, hie und da einzelne Misbräuche, beschränkte Ansichten, Fanatismus, Sectirerei, Misgriffe in der Anwendung der rechten Mittel, Mangel an Geduld und Beharrlichkeit in der Liebe, an Energie und Einsicht, an Talent 2c. sichtbar werden: so fällt es uns nicht im Entferntesten bei, uns zum Vertheidiger von dergleichen Auswüchsen an dem übrigens gesunden Baume aufzuwerfen. Im Gegentheil stimmen wir hierin den Vorständen der Missionsgesellschaften und Männern wie Heber, welche dieselben nachdrücklich rügen, vollkommen bei. Nur würden wir bei vorkommenden Fällen dahin sehen, daß unser Tadel ohne Hohn und Schmähung geschähe, und, damit er nicht als leere Krittelei erscheine, daß zugleich unsre Ansicht, wie die Sache besser anzufangen und zu betreiben sei, beigegeben würde; daß endlich die Mängel, welche in dem Tadel hervorträten, auch in dem rechten Verhältniß zu dem vorhandenen Guten erschienen. Das Schroffste, was uns bisher an den Missionen aufgestoßen ist, besteht in der beschränkten Ansicht über die Sabbathsfeier. Diese muß, wie sie aufgefaßt ist, nicht nur den Deutschen im Gegensatz zu Engländern und Amerikanern auffällig und anstößig sein, sondern läuft auch offenbar gegen den Geist des neuen Testaments überhaupt, wie speciell gegen den ganzen Inhalt des Hebräerbriefes. Die Missionäre auf den Sandwichsinseln (jene in Tahiti weniger) geben hier einen Anstoß,

der nicht nur unserer Ansicht nach zu gerechter Misbilligung, sondern auch, was er nicht sollte, zu grellen Uebertreibungen und Erdichtungen veranlaßt. Es ist unwahr, daß die Missionäre Lord Byron verbieten ließen, eine Seiltänzervorstellung am Sonnabend Abend geben zu lassen. Es liefe dies auch ganz gegen ihre Instructionen, nach denen ihnen die Gesellschaft vorschreibt, sich in keine politische oder polizeiliche Maßregeln zu mischen. Es ist auch unwahr, daß ein Gesetz auf den Sandwichsinseln existire, nach welchem die Insulaner am Sonntage kein Feuer anmachen dürften, (s. unten) — aber es ergiebt sich aus ihren Berichten, daß sie nichts desto weniger durch die Mittheilung ihrer fast jüdischen Sabbathsansicht die Regierung der Häuptlinge zu entsprechenden Maßregeln veranlassen. Wir heben auch hier das Schroffste hervor: Es darf auf Hawaii am Sonntag nicht spazirengeritten werden (Boston Missionary Herald, Septbr. 1832, p. 23). Wiewohl auch dieser Umstand eine etwas andre Färbung erhält, wenn wir an die in England und Amerika gebräuchlichen und nach den Colonieen verpflanzten Cavalcaden denken, so sollte dies dem freien Geiste des Christenthums doch überlassen bleiben und die Regierung, wenn sie nicht anderweitige Zwecke für den Staat dabei im Auge hat, in Bezug auf die Religion nicht einschreiten. — Wenn dies unsre Ueberzeugung ist und wir in der Stelle der Missionäre solchen Anordnungen entgegenzuwirken suchen würden, so sehen wir andrerseits gerade auch nicht das große Unheil ein, welches einem Staate daraus erwachsen könne, wenn die sich dort aufhaltenden Fremden ihre Cavalcaden in einem Siebentheil der Woche 24 Stunden später ansetzen müssen. Was aber sonst das Verfahren der Missionäre bei der unmit-

telbaren Erziehung jener Völker betrifft, so müssen wir vor allen Dingen bekennen, daß es uns sehr schwer scheint, über eine Thätigkeit abzusprechen, in der man nicht selbst begriffen ist, sondern die man nur so aus der Ferne nach Berichten beurtheilt; daß wir uns bemüht haben, solche offenbare Verkehrtheiten aus den Briefen der Missionäre selbst aufzuspüren, dies aber uns immer nur in einem so geringen Maße gelungen ist, daß wir fürchteten lächerlich zu werden, wenn wir damit zu Markte kämen, und daß ferner, indem uns aus den übrigen Worten ein so echter Geist der sich hingebenden Liebe und gottvertrauenden Beharrlichkeit entgegen athmete und so manche schlagende einsichtsvolle Bemerkungen über die Natur der Völker hervortraten, wir uns schämten, jenen verständigen Behörden und Männern in dem Kreise solcher Wirksamkeit selbst dies Geschäft nicht überlassen zu wollen [1]).

Anders aber ist die Sache, wenn man sich an die Erfolge ihrer practischen Wirksamkeit unter den Heiden hält und, indem man dieselben nach den allgemeingültigen Grundsätzen für gesellschaftliche Ausbildung der Völker

---

[1]) In der Allg. Kirchenztg. sagte neulich ein Ref. über Dr. Niemeyers Ausgabe von des Missionärs Hoole Reisen in Indien ein sehr wahres und wohl zu beherzigendes Wort: „Man mag durch des Abbée Dûbois's u. A. absichtlich herabziehende Darstellung über die Missionen in Indien noch so sehr sein Urtheil gefälscht haben, die Wahrheit bleibt doch fest stehen, daß, um das Verdienst, wir sagen nicht aller, aber eines rechten dortigen Missionärs zu würdigen, wir in dem behaglichen Lehnstuhl und an dem warmen Ofen wahrlich nicht die passenden Leute sind. Uns kommt es so vor, daß nur ein Jahr an der Seite eines solchen Kämpfers zugebracht uns in unserm Urtheil viel demüthiger machen würde." (Theolog. Literat. Bl. z. Darmstädter Allg. Kztg. 1833, S. 86.)

prüft, Thatsachen herausstellt, die, verhielten sie sich so, das Wesen der Missionäre schlechthin als Unwesen erscheinen lassen würden. Dies nun ist in Bezug auf die Südseemissionen in dem Maße geschehen, wie es vor einem Jahrhundert von Jesuiten aus in Bezug auf die indischen Missionen geschah. Man hat namentlich in Deutschland Nachrichten verbreitet, welche die Missionen auf den Gesellschafts- und Sandwichsinseln in einem Lichte erscheinen lassen, das für jeden, der nur irgend das Gute und Rechte will, höchst betrübend sein muß, und da vielleicht Niemand diese Betrübniß tiefer empfunden haben mag, als ich selbst, so halte ich es für meine Pflicht, dem Publikum diejenigen Thatsachen vorzulegen, welche mir jene Nachrichten in ihrer Unwahrheit zeigen. Hierbei habe ich mich weder an diejenigen zu wenden, welche die ganze Geschichte jener Missionen und des Bodens ihrer Wirksamkeit verfolgt haben und also auch mit den neusten Nachrichten aller Partheien bekannt sind. Für sie bedürfen jene Schmähschriften, wie sie schon ihrer Form nach erscheinen, keiner Widerlegung. Auch bin ich weit entfernt diese Thatsachen jenen obenbezeichneten Feinden der Missionssache vorzuführen, bei denen die Wurzel der Feindschaft tiefer liegt und denen jeder Erfolg der Missionen, auch der heilsame und gute, gehässig ist. Sie werden solche Thatsachen ignoriren, die erste Gelegenheit aufsuchen, irgend eine Schwäche, irgend ein Mislingen in der Thätigkeit der Missionäre (und da diese Menschen sind, hat es mit solchen Gelegenheiten keine Noth) so breit zu treten und einseitig herauszustellen, daß es als die Summe des ganzen Wesens und Wirkens derselben erscheint. Dagegen wende ich mich mit dieser Mittheilung an die irregeleiteten, unbefangenen

Freunde der Civilisation solcher, durch Wildheit und Sittenlosigkeit unglücklicher Völker; an solche, die sich freuen, wo etwas Gutes gewirkt werde, es komme von einer Seite, woher es auch wolle, und an die Freunde der Wissenschaft, denen vom Standpunct der Kirchen- oder der Erdkunde daran liegt, den wahren Zustand der Gesittung jener Inselgruppen zu erforschen. —

Erste Abtheilung.

Die ersten Seefahrer, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts diese Inseln theils entdeckten, theils später besuchten (Wallis, Cook, Bougainville, Vancouver, Wilson) fanden die Bewohner derselben in einem Zustande, worin, den Cannibalismus im engern Sinne mit eingerechnet [1]), nur je die verwildertsten Völker des Menschengeschlechts gefunden worden sind. Menschenopfer, die roheste Kriegesart, Dieberei, unnatürliche Wollust und Kindermord waren, namentlich die beiden letzteren, in einem Grade unter ihnen herrschend, daß die Feder jener berichterstattenden Augenzeugen ohne Ausnahme bei der Beschreibung derselben stockt. Bei Allem dem zeigten, namentlich die Tahitier eine Freundlichkeit und Milde gegen die neuen europäischen Ankömmlinge, welche ihnen den Charakter einer natürlichen Gutmüthigkeit aufdrückte und das Mitleid über ihr anderweitiges Elend nur desto eher hätte rege machen sollen. Allein, wie sehr das arme Volk auch Gegenstand der Beschreibung ward, und hie und da (namentlich bei dem biedern Forster und auch

[1]) S. Cook's Reisen von Georg Forster, I, S. 474.

schon früher bei Wallis,) ein wehmüthiges Gefühl über dasselbe laut wird, so betrachtete man sie doch eben nur wie irgend ein andres todtes Naturproduct, als interessante Erscheinung auf dem Gebiete der Ethnographie und all den Humanitätsleuten jener Zeit, welche mit Begierde die neuen Nachrichten Cook's und des spätern Vancouver über die neuen Südseeinseln lasen, und welche zum Theil mit großem Einfluß den Regierungen jener Länder nahe standen, die ihre Schiffe den Inseln zusandten, kam es nicht in den Sinn, daß hier eine Gelegenheit gegeben sei, mit geringen Mitteln etwas Heilsames für das Wohl der Menschheit zu thun. Bei dem Schiffsvolke hatte sich indeß, namentlich nach der Reise des Franzosen Bougainville, das Gerücht von einer Eigenschaft der Insulaner verbreitet, welche die Galanterie jener französischen Seefahrer bewog, Tahiti mit dem Namen der Nouvelle Cythère zu beehren. Die nächste Folge davon war, daß sowohl den Gesellschafts- wie den Sandwichsinsulanern das Gift jener Seuche mitgetheilt ward, welche unter dem heißen Himmelsstriche bald auf die verheerendste Weise um sich griff und im Verein mit den bald nachfolgenden Uebeln die Bevölkerung auf eine trostlose Weise hinraffte [1]). Nach Wilson's Versicherung hatte Wallis (Schiff Dolphin, Juni 1767,) alle mögliche Vorsicht zur Verhütung jenes Uebels angewandt, und dieser selbst versichert, daß er sechs Monate vor und noch länger nach seinem Aufenthalt in Tahiti keine Symptome dieser Krankheit an seinem Schiffsvolke wahrgenommen habe. Auch suchte Cook so viel wie möglich seine

---

[1]) Wilson giebt zu seiner Zeit an, daß von vier Personen mindestens immer eine als angesteckt gerechnet werden könne.

Matrosen in dieser Rücksicht im Zaume zu halten, konnte aber auf den Sandwichsinseln, die bis auf ihn (1778) noch frei davon waren, die Verbreitung des Giftes nicht hindern [1]). Seit dieser Zeit nun lernten die Insulaner alle unglückseligen Auswüchse der europäischen Welt einen nach dem andern kennen. Geistige Getränke, die man ihnen darbot, tranken sie mit Begier und erhandelten sie nicht nur, sondern suchten auch eine eigene einheimische Destillationsart [2]) einzurichten und auf jegliche Weise zu verbreiten. So riß bald die Trunksucht unter ihnen ein, welche durch das Clima von den verderblichsten Folgen begleitet war. Alle Genüsse des europäischen Lebens theilte man ihnen mit, ohne je daran zu denken ihnen auch von den Lehren des Heils zu bringen, welche in Europa der Allgemeinheit jener Uebel allein Schranken zu setzen vermögen. Dem Kapitän Wilson (Schiff Duff, 1797) klagte das arme Volk auf die rührendste Weise, daß jedes neue Schiff von Europa ihnen auch eine neue Krankheit bringe und doch keine alte wieder mitnehme; denn auch die Pocken, Fieber u. a. Uebel waren bereits verheerend auf sie vererbt und kaum erträglich war den Begleitern Wilson's der Anblick jener Krüppel, denen von dem furchtbaren Gifte ganze Gliedmaßen abgefault waren.

Leute, wie jene, die in unsern Tagen ein Gewerbe daraus machen, die dort endlich begonnenen Missionsarbeiten mit grellen Farben in das gehässigste Licht zu stellen, hätten damals, als die Missionäre Indiens bereits

---

[1]) Cook's Reisen von Georg Forster, I, S. 474.

[2]) Aus einer Gährung der Tiwurzel (Dracaena terminalis. Ellis Polynesian Researches, I, p. 229 sqq., auch aus dem Piper methysticum, (der Awa). —

Gegenstand ihrer Verfolgung waren, hier nun, wo noch kein Missionär den Fuß hingesetzt hatte, einen recht freien nicht nur, sondern auch einen recht bedürftigen Boden gehabt, auf dem sie hätten zeigen können, wie man ein Volk civilisiren müsse. Allein schon Georg Forster sagt in Beziehung hierauf: „es ist ungleich leichter zu sprechen als zu handeln" [1]), und von dergleichen auch nur Versuchen hat die Welt keine Spur gesehen. Da hatte sich endlich im Jahre 1795 die „Londoner Missionsgesellschaft" gebildet, die sich schon dadurch sehr zu empfehlen scheint, daß sie nicht im Sinn einer speciellen christlichen Religionsparthei handelt, sondern aus Mitgliedern aller protestantischen Kirchen gebildet, lediglich die Verkündigung des reinen Bibelwortes erstrebt. Diese entschloß sich, ihre Wirksamkeit jenem unglücklichen Volke des Gesellschaftsarchipel zunächst zuzuwenden. Daß sie hierbei dem Gespötte der Welt nicht entging, daß da Propheten aufstanden, welche dem ganzen Unternehmen, unter einem so gleichsam entmenschten Volke von der Keuschheit, dem Frieden in Gott und der reinen göttlichen Liebe zu reden, ein „lächerliches" Ende vorhersagten, daß man allerhand beißende Redensarten aufbot, die Wahl der Sendlinge, den Plan dieses christlichen Vereins als verkehrt und unsinnig darzustellen, läßt sich voraussetzen. Besonders trieb man seinen Spott damit, daß Handwerker unter jener Zahl von Missionären waren, (indem die Gesellschaft den Zweck hatte, die Künste des bürgerlichen Lebens nach den Inseln zu verpflanzen) und dieser schale Spott, daß viele Missionäre früher Handwerker gewesen wären, hat sich auch

[1]) l. c. I, p. 412.

später und noch jüngst vielfach wiederholt. Allein unter jenen Missionären war z. B. der würdige Nott, ein ehemaliger Maurer, der bereits 35 Jahre auf der Insel und der (ungenannte) Verfasser der in Tahiti gedruckten Grammar of the Tahitian Dialect of the Polynesian Language ist, aus welcher einige ungenügende Seiten für seine europäischen Leser auszuschreiben, Herr v. Kotzebue sich bei Allem dem nicht geschämt hat. (Man sehe dessen „Neue Reise um die Welt. Weimar 1830.“ I, S. 124 ff.) Ja, als nun Jahre vergingen (1798—1813), ohne daß irgend der thatsächliche Beweis einer wirksamen Thätigkeit vorgelegt werden konnte, da glaubte man gewiß den schlagendsten Beweis von der Richtigkeit des Unternehmens in Händen zu haben. Indeß, die Erfahrung hat gelehrt, daß die innigen Gebete derer, welche unter heißen Segenswünschen am 10. August 1795 die Anker des Schiffes lichten und seine Segel schwellen sahen, und die stille Beharrlichkeit der Missionäre, die bis an's Ende ausharrten, mit größerm Segen gekrönt werden sollten. Zwar war bis zu dem angeführten Jahre (1813) noch kein Tahitier so von den Lehren der Missionäre durchdrungen worden, daß er das Joch aller frühern Vorurtheile, sinnlichen Genüsse, lockenden Verführungen (leider nur zu oft von Seiten der Europäer), so ganz hätte abschütteln können, um sich dem neu gezeigten Leben ganz und ohne Vorbehalt hinzugeben. Aber das lebendige Wort des Evangeliums war hie und da auf empfänglichen Boden gefallen und hatte bereits so Wurzel gefaßt, daß es nur noch eines befruchtenden Regens und Segens von oben bedurfte, um die Saat kräftig aufschießen zu lassen.

Die Geschichte der Südseeländer hebt mit ihrem Er-

scheinen auf den Seekarten der Europäer an. Aller Literatur ermangelnd, sind die Sagen ihrer frühern Begebenheiten theils ganz unzusammenhängend ohne alle Zeitbestimmung, theils von der Art, daß sie uns eben keine große Sehnsucht nach dieser Vorgeschichte erwecken, es sei denn nach der Geschichte ihrer ersten Einwanderung. So viel lassen uns aber ihre wenigen Sagen und die ersten Nachrichten der Seefahrer über sie errathen, daß ihr Zustand bereits lange ein stillstehender, durchaus entwicklungsloser und ein trauriges Beispiel davon gewesen ist, wie ein Volk, fern von allem göttlichen Bildungsprincipe, ohne erweckte Sehnsucht und gezeigte Hoffnung auf Erlösung aus sittlichem Verfall, in seiner Fortpflanzung von Geschlecht zu Geschlecht nur eine trostlose wiederkäuende Erneuerung seiner selbst macht. Aber ein trauriges Beispiel hat das erste Beginnen ihrer Geschichte auch davon geliefert, daß es die verfeinerte äußere Cultur jenes andern Zweiges der Menschheit, wohinein das Licht des göttlichen Lebens bereits geschienen hat, nicht ist, welches einem so gesunkenen Volke den Anstoß zur aufschwingenden Fortbildung zu geben vermöge; daß im Gegentheil diese ohne jenes Licht selbst, ohne das leitende, zügelnde und aus allen Fiebern und Umwälzungen kräftiger sich gebärende göttliche Bildungsprincip, nur desto zerrüttender und selbst auf ihre äußere Natur zerstörender wirkt, und daß endlich kein anderer Balsam diese geschlagene und immer tiefer schmerzende Wunde zu heilen vermöge, als das Bewußtwerden der Liebe und Gnade von oben. Die kleine höchst merkwürdige Geschichte eines einzigen Völkchens jenes Bodens giebt davon ein leuchtendes Beispiel: die Geschichte der europäisch-australischen Pitcairninsulaner.

Die Quellen zu der nunmehr also begonnenen Geschichte der Südseeländer bis zu ihrer Gelangung zum Christenthum sind die Nachrichten der Seefahrer. Leider müssen wir aber gestehen, daß mit wenigen Ausnahmen bei ihnen aus dem Grunde wenig zu holen ist, weil sie nicht nur der Kenntniß der Landessprache ermangelten, sondern auch zu vorübergehend die Völker beobachteten, deren Boden, Naturerzeugnisse, Gewässer und Himmel ihnen Hauptgegenstand ihrer Beobachtung waren. Es tritt, ungeachtet der neuesten durch Ritter herbeigeführten Epoche der Erdkunde, die Alles hoffen läßt, nur immer noch selten das Bewußtseyn hervor, daß alle jene Beobachtungen, ihrem endlichen Ausgange nach, doch nur um des göttlichen Ebenbildes halber geschehen, das jenen Boden zum Wohnsitz hat, die Luft jenes Himmels athmet und mit seinem Geiste Maß und Kräfte jener Räume und ihrer Erfüllung zu seinem Nutzen durchspäht. Freilich ist bei dem jetzigen Stande der Wissenschaften am Wenigsten mehr zu verlangen, daß ein und derselbe Reisende nautische, physicalische, geognostische, botanische und zoologische Beobachtungen anstelle und dabei zugleich dem ethnographischen und historischen Theil der Erdkunde gleiche Aufmerksamkeit widme. Ist dies nicht wohl möglich, so dürfte vielleicht eher zu beklagen sein, daß neben jenen tüchtigen naturforschenden Beobachtern nicht mehr Sprach- und Völkerkundige die Oceane durchschneiden und, rastend bei jenen Völkern, *sie selbst* vor Allem zum Gegenstande der Beobachtung machen; andrerseits aber auch gewiß zu verlangen sein, daß Jeder nun die Urtheile über das ihm minder bekannte Feld auch nach Verhältniß seiner Beschäftigung mit demselben ausspreche. Wieviel indeß bei sonst klarem und gesundem Blicke, Un-

befangenheit und Wahrheitsliebe zu leisten sei, davon haben besonders Cook und seine Begleiter, Wilson, und in der neuesten Zeit Beechey ein erfreuliches Beispiel gegeben, während auch Andere, wie v. Chamisso, im Besitze anderweitiger Kenntnisse und Geistesgaben, ihre Beobachtungen hierin zu den fruchtbarsten machten. Sobald nun aber die neue Epoche der Geschichte für jene Länder anhebt, oder vielmehr wie bei den Völkern von Mittel- und Nordeuropa ihre Geschichte überhaupt, — mit dem Eintreten des Christenthums unter sie — so öffnet sich eine größere Mannichfaltigkeit der historischen Quellen in den Berichten ihrer christlichen Lehrer. Einst nach Jahrhunderten, wenn diese Völker, tiefer durchdrungen von dem noch einzeln strahlenden Leben unter ihnen, eine höhere Bedeutung in der Geschichte werden erlangt haben, wird auch diese selbst entscheiden, wer den richtigsten Blick in ihr Wesen gethan und — was unendlich viel mehr sagen will — den eigentlich umwandelnden, bildenden Stoff unter sie gebracht habe. Sind die Nachrichten der Missionäre aber, wie es bereits von den gebildetsten der Nautiker anerkannt ist, die Hauptquelle für die Geschichte besonders seit jener Epoche, so darf doch auch andrerseits von dem, der einen unbefangenen, möglichst richtigen Blick in diese Geschichte zu werfen strebt, die fortgehende Reihe der übrigen Reiseberichte nicht übersehen werden. Wir dürfen sagen, daß wir nach bestem Bewußtsein dies nicht außer Augen gelassen, aber es auch eben so sehr zu unserer Pflicht gerechnet haben, uns eine Ansicht über den rechten Werth dieser, wie jener Abtheilung der Quellen zu bilden. Wenn wir nun bei der Vergleichung derselben über die Gesellschafts- und Sandwichsinsulaner auch zuweilen auf Ab-

weichungen und Widersprüche in den Angaben stießen, so sind diese doch nicht von der Art, daß sie nicht einen allgemein als richtig anerkannten Hintergrund der Geschichte aus sich ableiten ließen. Nur tritt uns in der Reihe dieser Quellen unter denen, die überhaupt dem Gegenstande hinreichende Aufmerksamkeit gewidmet haben und daher der Beachtung werth sein wollen, eine auf, die ganz wider alle übrigen, ganz abnorm und wunderbar Alles, was sie nicht wörtlich aus frühern Büchern wiederholt, über den Haufen wirft und schlechthin Unbegreifliches und Unreimbares berichtet. Wir meinen das Werk des Verfassers von Herrn v. Kotzebue's „Neue Reise um die Welt. Weimar 1830." — Hier treten ganz neue Namen auf, ganz neue von Keinem je gehörte Herrscherfamilien, selbst Ortschaften verändern ihre alte anerkannte Lage [1]), Naturproducte werden andre [2]), die

[1]) Wie es mit der wunderbaren Verwechselung der Papeete- (Papeiti-) Bay stehe (s. v. Kotzebue's Karte zu S. 121 u. z. vergl. Duperrey, Voyage autour du monde, wozu der Atlas eine Karte dieser Bay giebt und Beechey in den Nautical remarks, Vol. II, 647 ff., wo umständlich alle Häfen aufgezählt und die Einfahrt in die Pepeetebay beschrieben wird), ob es, wie zu vermuthen, eine bloße Verwechselung der Namen sei, wird eine spätere Messung aufhellen. Aber sonderbar bleibt es immer, daß ein Seefahrer in eine Karte, (die sich auch von daher so in Krusenstern's neuem Atlas findet,) den Namen eines wohlbekannten Hafens auf eine ganz andere Stelle hin, in eine Bucht setzt, die bisher für sehr unsicher und gefährlich gehalten ward, und bis auf Beechey (inclus.) gar nicht vorkommt.

[2]) Eben so auffallend ist die Angabe der Ebbe und Fluth bei Tahiti, indem dieselbe nach ihm 12stündlich statt 6stündlich wechselt. Vergl. S. 122 d. merkw. Buches und dazu z. B. G. Forster's Ausgabe von Cook's Reisen I, 414, der davon, der Versicherung genauer Beobachtung ungeachtet, nichts weiß, und Beechey (Nautical Remarks II Vol. p. 648) sagt ausdrücklich: high water at half an hour after noon; low water at *six in the morning!!* —

Bedeutung der Sprache wandelt sich um, die kaum etwas erhellte Geschichte fängt an wieder dunkel zu werden und man verliert den Muth sich in das Gewirr dieser Sachen und Begebenheiten hineinzuwagen. Es würde hier nicht Raum sein, alle diese wunderbaren Dinge vorzuführen; wer sich die Mühe nehmen will, dies ganz zu erkennen, muß eben, wie wir es thaten, das Buch selbst vornehmen, so thun, als wäre es ebenfalls ein pro virili parte mit Wahrheitsliebe gearbeitetes Werk, wie die andern, und es mit diesen vergleichen. Die beste Anleitung ist dazu bereits in der Schrift: Vindication of the South Sea Missions from the Misrepresentations of Otto von Kotzebue, Captain in the Russian Navy. By W. Ellis. London 1831, einer genaueren Aufzählung der einzelnen Umstände, gegeben. Wir haben es daher hier nur mit einigen historischen Angaben zu thun.

Als Wallis die Insel (1767) entdeckte, fand er als Beherrscher von Tahiti den Temarre, Sohn der Oberea und des Oammo. Letzterer, entzweit mit Weib und Kind, hatte sich in seinen Hausdistrict zurückgezogen und die Oberea hatte die Herrschaft für den Sohn, dem aber auch eine Umwälzung die Macht raubte und dieselbe an den Whappai, Bruder des Oammo, Sohn des Tinai, brachte. Whappai hieß, seitdem er Herrscher ward, Otu, und dieser ist es, den Cook und Bougainville, ja selbst noch Wilson (1797), dort wiederfinden. Wilson hat S. 431 die Regentenfamilie, wie er sie fand, umständlicher angegeben und S. 151, 157, 162, 168 ff. Notizen mitgetheilt. An diese schließen sich die folgenden Reiseberichte und ganz übereinstimmend Ellis in den Polynesian Researches, welche immer die Hauptquelle bleiben

werden, so an, daß wir folgende Regententabelle zusammenstellen können:

- Tinai.
  - Dammo.
    - Temarre.
  - Whappai. (später Otu, geb. um 1727, st. 1802.)
    - Otu. (später Pomare) geb. um 1760 (?), starb 1803. 3. Sept.
      - Otu. (später Pomare II) (geb. um 1780, nach Ellis (II, 525) 1774, Christ 1812, st. 1821.)
        - Aimata. (geb. 1811 Jetzige Regentinn als: Pomare Vahine I. seit 1827.) [1])
        - Pomare III. (geb. 1820, gekrönt 1824, st. 1827.)
  - Tutaha. (Oberhaupt von Attahuru.)
  - Eine Tochter. (?) (verheir. mit Motuaru v. Eimeo.)

Andere Regenten finden sich durchaus bei Keinem und die Abweichungen in der Schreibweise sind: Pomarre st. Pomare, Otoo für Otu; Otiu nach Ellis Teu und Whappai wofür jetzt richtiger Hapai geschrieben wird, — also unbedeutend. —

Eben so wenig wie bei der Darstellung eines Grundrisses der allgemeinen Geschichte von Tahiti, hat es eine Schwierigkeit, die allgemeinsten Daten für die Hauptwendepunkte der bisherigen Geschichte des Christenthums daselbst zu finden. Vergegenwärtigen wir uns nur recht das Verhältniß der Insel zu der übrigen Welt. Tahiti hat bis zu diesem Augenblick zwar keine so günstige Lage für den Schiffsverkehr wie die zwischen den südwestamerikanischen und asiatischen Häfen gleichsam auf der Post-

[1]) Cf. Stewart's Visit to the Pacific. Londoner Ausgabe, p. 261 ff.

straße liegenden Oahu und Hawaii, und was es einst sein mag, wenn auch die zwischen ihm und Neusüdwales liegenden Archipel und das letztere selbst durchgebildet sein und christlich-bürgerliche Bedeutung erlangt haben werden, läßt sich jetzt noch nicht berechnen. Allein es ist fast kein Jahr seit der Ankunft der Missionäre dort verflossen, in dem nicht die Einfahrt mindestens eines europäischen Schiffes in die Matawai- oder Papeetebay nachgewiesen werden könnte. — (Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der jährlichen Schiffseinläufe im Durchschnitt auf 20.) Besonders aber stand die Colonie auf Neusüdwales von Sydney (Port Jackson) aus in fast stetem Verkehr mit der Insel. Nachrichten von dem Zustande derselben waren also gar nicht ungewöhnlich und die damaligen Guvernöre von Neusüdwales King, Sir Thomas Brisbane ꝛc. [1]), die Captäne Bishop, Turnbull und später Gambier, Düperrey, Bellinghausen u. a. sind in denselben so übereinstimmend, daß über die Hauptfacta, wollte man die Missionäre als gar keine Quelle gelten lassen, kein Zweifel obwalten könnte. Dann aber sind die gedruckten Berichte der Missionäre so vielfach und reichhaltig, und doch von Anfang bis zu Ende so ineinandergreifend, daß dies allein schon denjenigen, zu welchem der aus ihnen athmende Geist des tiefen Ernstes nicht spräche, von ihrer innern Wahrheit überzeugen müßte.

Aus Allem diesem ergiebt sich folgender kurzer Abriß der Geschichte des Christenthums von Tahiti:

Nachdem die Missionäre, wie oben gesagt, von England abgegangen und, vor Tahiti angekommen, den 7ten

---

[1]) A Letter to a Clergyman at Kelso, by Sir Th. Brisbane, Die hierauf bezügliche Stelle bei Ellis in der Vindication, p. 127.

März 1797 nach einigen vorhergegangenen Unterhandlungen daselbst an's Land gegangen waren, wurde ihnen ein Landstrich zur Bewohnung uud Bebauung mit einem alten Hause übergeben. Am 4. August d. J. lichtete das Schiff Duff die Anker zur Rückfahrt und überließ die Missionäre der Fügung Gottes. Diese begannen ihre Arbeiten mit Zimmerei zur Erbauung eines neuen Hauses und zogen dadurch, wie durch andre Arbeiten, namentlich durch die Schmiede, die erste Aufmerksamkeit der Eingebornen auf sich, die indeß, als die frischeste Neugierde vorüber war, ihre alten Eigenschaften bald wieder entfalteten, innere Kriege entzündeten (1798), die Missionäre nicht nur auf jede Weise bestahlen, sondern auch deren kaum versuchten Anbau öfters zerstörten. — Auf mühsame Weise sehen wir jetzt das Studium der nie geschriebenen Sprache beginnen. Einstweilen diente Peter, ein Schwede, der früher auf Tahiti zurückgeblieben, als Dolmetscher, hinterging aber, selbst halb verwildert, die Missionäre ebenfalls oft und reizte die Eingebornen zum Ueberfall wider dieselben an. Durch ihn wird indeß dem Könige Pomare (I) in einer öffentlichen Versammlung die eigentliche Absicht der Missionäre möglichst kund gethan (3. Dez. 1798). Man verspricht daselbst, den Kindermord abzuschaffen, hält es aber nicht.

Jede Ankunft eines neuen europäischen Schiffes, wodurch die Eingebornen an den Hafen zusammengezogen wurden und die Schiffsmannschaft sich mit Unfug unter sie mischte, brachte unterdeß auch neue Unordnungen und Schrecken hervor. So blieben schon bei der Landung des Nautilus, 6. März 1798 (Capt. Bishop), einige Ausreißer auf der Insel zurück, die vom Volke beschützt und verhehlt wurden. Die Missionäre wandten sich auf Be-

gehren des Captäns an Pomare, wurden aber unterwegs angefallen, gemishandelt und entgingen kaum dem Tode. Da sich ähnliche Vorfälle öfter wiederholen, geben endlich mehre der Missionäre die Hoffnung des Gelingens der Mission ganz auf und gehen nach Neusüdwales ab. — Die zurückgebliebenen dagegen haben bald noch härtere Prüfung zu bestehen. Zwei unter ihnen ändern ihre Gesinnung; der Eine, Lewis, will eine Eingeborne heirathen, die Missionäre rathen ihn ab, er schwankt, führt seinen Vorsatz aus, wird wahnsinnig und stirbt (1799); der Andere, Broomhall, wird ungläubig, schifft sich ein, kommt in Indien an, wo er unter großen Gemüthserschütterungen, aus denen doch zuletzt der Glaube und Friede wieder auftaucht, ebenfalls stirbt (1802). Dazu bricht im Laufe dieser Zeit nicht nur Krieg aus, indem die Partheien sich um den Besitz des Oro [1]) streiten, sondern auch ansteckende Seuchen und Hungersnoth verbreiten sich und die Missionäre erhalten durch das nächste Schiff (27. Dez. 1802) die niederschlagende Nachricht, daß das Schiff Duff, zum zweiten Male von der Gesellschaft mit Hülfsmitteln ihnen nachgesandt, unterwegs von französischen Kapern genommen sei. Doch ist unter der Zeit Henry von Neusüdwales wieder zu ihnen zurückgekehrt und das Schiff Porpoise von dort hat Geschenke des Guvernörs King an Pomare und eine dringende Empfehlung der Missionäre an ihn mitgebracht.

Im J. 1802 ist Nott im Stande in der Landessprache zu predigen, und er geht zu dem Zweck unter die Eingebornen und durchreist die Insel. Auf seiner Rück-

---

1) Der Hauptgötze Tahiti's, dessen Altar (Marai) im District Atahuru auf der Westküste der Insel lag.

kehr trifft er König und Häuptlinge bei der großen Marai versammelt und redet nachdrücklich zu ihnen. Pomare schlägt vor, den Oro ganz aufzugeben, die Häuptlinge weigern sich, der König nimmt ihn mit Gewalt und geht mit ihm zur See. Neuer Krieg bricht aus, worin auch die neuen Anpflanzungen der Missionäre aus den von der Gesellschaft wieder nachgesandten Sämereien zerstört werden. Ihre Wohnung und ihr Leben wird gerettet, indem gerade ein europäisches Schiff gelandet ist, dessen Mannschaft ihr Haus beschützt. So schnell wir indeß hier die Kriege bei dem leicht beweglichen Volke entzündet und in der ungezügeltsten Grausamkeit auflodern sehen, so schnell brennen sie aus und gegen das Ende des Jahres 1802 können bereits die Missionäre ihre Arbeiten wieder beginnen. Bicknell und Wilson gehen über nach Eimeo, um auch dort das Evangelium zu verkünden.

Im J. 1803 scheitert Turnbull (von dem wir reichliche Nachrichten auch über die Missionäre haben) an der Insel, und wird mit seiner Mannschaft geborgen. Pomare stirbt d. 3. Sept. 1803; bereits ein Jahr vorher ist auch sein Vater, der obengenannte Whappai (Hapai nach Ellis), später Otu, gestorben. Die Herrschaft geht jetzt ohne Unruhe auf den Sohn Pomare's, Namens Otu über, der sich als Herrscher ebenfalls Pomare (II) nennt. Bald darauf 1804 können die Missionäre den Kinderunterricht beginnen und 1805 im Januar suchen sie einen größern Katechismus zusammenzustellen, wobei zuerst die nun geordnete Schreibweise mit dem entworfenen Alphabet angewendet wird. Pomare II, seit 1804 mit dem Oro in Eimeo, kehrt von dort zurück. Noch immer scheint alle Rede keinen Eindruck gemacht zu ha-

ben. Oft wenn die Missionäre von dem allmächtigen, einigen Gotte reden, legen die Eingebornen ihre Kranken und durch Krankheit Verkrüppelten vor sie hin, um die zerstörende Gewalt des europäischen Gottes zu zeigen. Es folgen wieder die ewigen kleinen Kriege; die Missionäre suchen die Partheien zu versöhnen; es gelingt ihnen oft, aber nur auf kurze Zeit. Unermüdet fahren sie indeß in ihren Arbeiten fort und 1807 besuchen Nott und Hayward auch die Leeseitsinseln (die nordwestliche Gruppe des Gesellschaftsarchipel: Huahine, Raiatea, Borabora). Im folgenden Jahre werden sie endlich von dem neu ausgebrochenen Kriege so bedroht, daß sie Alle die Hoffnung auf Erfolg aufgeben und die Station mit dem ersten europäischen Schiffe verlassen. Nur Nott bleibt in Eimeo, wo auch der in der letzten Empörung dahin geflohene König lebt, und Hayward in Huahine; — die Uebrigen gehen ab nach Port Jackson, 26. Oct. 1809. Die ganze Niederlassung auf Tahiti selbst wird geplündert, die kleinen Gärten abermals von Grund aus verwüstet und die bisherigen Zöglinge wieder in das Leben der Barbarei und der Wildheit gerissen.

So schien i. J. 1809 vor menschlichem Auge das ganze Unternehmen gescheitert und in Europa, wo man diesen Zustand der Mission nur zu bald erfuhr, hallte der Hohn und Spott, wie oben bemerkt, von allen Seiten wieder. Anders aber war es beschlossen von dem, der die Ewigkeit der Zeit anschaut.

Der König, im Exil ernster und nachdenkender geworden über seinen Zustand und seine frühere ausschweifende Regierungsweise, erwägend, was er in den Jahren seit der Ankunft der Missionäre gehört, schließt sich enger an Nott an und lebt, als nun auch im Herbst

1811 Bicknell und Henry mit ihren Frauen von Port Jackson zurückkehren, ganz in ihrem Kreise. Er lernt lesen und schreiben und theilt oder sieht, als Mistreß Henry stirbt, den stillen aber desto innigern Schmerz und die unerschütterliche Zuversicht des kleinen christlichen Familienkreises. Er bekennt seinen Glauben an den einigen wahren Gott und begehrt bald darauf die christliche Taufe, welche die Missionäre jedoch, größerer Sicherheit halber, noch verschoben wünschen. So vergeht noch ein Jahr, in welchem sich nach und nach Mehre an diesen Kreis einer kleinen christlichen Gemeinde auf Eimeo anschließen. Der König läßt nun auch ein eigenes Andachtshaus daselbst erbauen (1812), während auf Tahiti der bis dahin immer fortwüthende Krieg unter den Häuptlingen nach und nach diese selbst einen andern Zustand der Dinge herbeiwünschen läßt, und so der König, von einigen dieser Häuptlinge herbeigeladen, mit denen, welche ihm aus den Eingebornen zunächst stehen, nach Tahiti hinübergeht.

Jetzt tritt ein neuer Abschnitt in die Begebenheiten ein. Während die Missionäre auf Eimeo zurückgeblieben sind, bildet sich auf Tahiti ein selbstständiger Kreis von Jehovahverehrern. Oito, ein Eingeborner daselbst, von Sehnsucht ergriffen, mehr über das früher Gehörte zu erfahren, wendet sich um Belehrung an Tuahine, der mit dem Könige auf Eimeo war. Ihr Kreis um den König erweitert sich. Abwerfung des Götzendienstes und der wilden und schamlosen Gebräuche ihres Landes, Beobachtung des Feiertages, Versammlung zum Gebet an demselben und Anbetung des einen wahren Gottes ist es, was sie gemeinsam unter sich festhalten. Von diesem Zustand der Dinge auf Tahiti im Anfange des Jahres 1813

werden die Missionäre auf Eimeo benachrichtiget. Daran zweifelnd geht zuerst Scott hinüber und findet die Nachricht bestätigt (13. Juni 1813). Scott und Hayward durchziehen nun wiederum lehrend die Insel. —

Am 25. Juli 1813 wird in Eimeo das neue Gotteshaus eröffnet mit der kleinen Gemeinde von 31 Eingebornen, die ihre Namen als Bekenner Christi niederschreiben lassen und zu denen bald noch 11 andre hinzutreten. Unter diesen ist Taaroarii, Häuptling von Huahine und Matapuupuu, Haupt der Areoigesellschaft [1]) und Oberpriester von Huahine. In der Nähe dieser christlichen Gemeinde erscheint um diese Zeit eine Areoigesellschaft, um ihre Vorstellungen zu geben. Taaroarii untersagt es. — Scott wird nun auch nach Huahine gerufen, um das Evangelium dort zu predigen. Patii, ein Priester der Insel, wird davon so ergriffen, daß er beschließt, selbst ihren Hauptgötzen zu verbrennen, und dies am folgenden Tage öffentlich vor dem Volke wagt, wobei er dem Götzen die Kleider abstreift, um die Nichtigkeit des Klotzes zu zeigen. Dies Beispiel findet Nachmung auf Eimeo und bald darauf auch in Tahiti.

Im Jahre 1814 werden die Leeseitsinseln (besonders Raiatea) besucht, und auf Eimeo, wohin unterdeß Pomare mit den ihm Gleichgesinnten zurückkehrt, wird der allgemeine Unterricht fortgesetzt, wobei die in Neusüdwa-

---

[1]) Eine Gesellschaft von jüngern Leuten beiderlei Geschlechts ohne Heirath zu unsittlichen Handlungen, deren Wesen ebenfalls nicht weiter beschrieben werden kann. Vergl. Hassel's Australien S. 720. — Die Gesellschaft zog oft umher und gab eine Art von theatralischen, schamlosen Vorstellungen. Jedes unter ihnen geborne Kind ward gleich nach der Geburt erstickt oder unter einem Erdhaufen zerstampft.

les nunmehr gedruckten Elementarbücher benutzt und unterdeß auch die Uebersetzung des Evangelium's Lucas vollendet wird. Die bisher bei Pomare gewesenen Häuptlinge der Leeseitsinseln kehren nun zu ihren Wohnsitzen zurück und wünschen Fortsetzung des Unterrichts. Auch Upuparu, ein Häuptling von der Ostseite Tahiti's selbst, kommt mit einem Ausschuß von 12 Personen nach Eimeo, welche Unterricht für ihre Insel verlangen. Am Schlusse dieses Jahres 1814 sind bereits 300 Zuhörer in Tahiti, 200 haben ihre Namen einschreiben lassen und auf den Leeseitsinseln sind viele Schüler, so daß die Zahl derer, welche thatsächlich den Götzendienst entsagt haben, sich auf 5—600 beläuft.

Allein kaum hat die Sache des Christenthums eine so günstige Wendung genommen, als sich auch der Kampf andrerseits mächtig erhebt. Im Anfang d. J. 1815 bildet sich eine Gegenparthei aus den Heiden, welche die neuen Anhänger des Christenthums mit dem Namen der „Bure Atua" (d. i. „Beter zu Gott") bezeichnet. An dieser Bure Atua erblickt sie nämlich eine Umwandlung des gesellschaftlichen Zustandes: Ablegung der theils grausamen, theils schamvollen götzendienstlichen Handlungen, Aufhören des Kindermordes, Achtung gegen das weibliche Geschlecht und häuslicheres Zusammenleben mit ihm (Theilnahme desselben an gleicher Speise und gleichem Tische rc.). Der Kampf zwischen Heiden- und Christenthum zeigt sich auch hier wie einst in den ersten Jahrhunderten des Christenthums und dringt bis in die Familien. Weiber werden von ihren Männern als Bure Atua gemishandelt und Kinder von den Vätern aus demselben Grunde vertrieben, Mehre als sühnende Opfer ihren Götzen als Bure Atua dargebracht (das letzte derselben fällt zu An-

fang des Jahres 1816 in Aberahama, Zögling der Schule in Eimeo). Wie die Hülfsmittel wachsen, — mehre Lehrer und die Ankunft von Elementarbüchern und einem Abrisse des Neuen Testamentes in vielen Exemplaren aus Neusüdwales — wächst auch die Zahl der Bure Atua und ihr Lebensunterschied wird sichtbarer.

Jetzt aber steigt auch die Feindschaft auf ihren Höhepunct. Die Häuptlinge von Pare, Matavai nnd Hapaiano (Districte Tahiti's) verschwören sich, um die Bure Atua in einer Nacht zu überfallen und zu ermorden. Die Verschwornen aber treffen nicht alle um die festgesetzte Stunde der Mitternacht zusammen, der Plan wird wenige Stunden zuvor verrathen und die Bure Atua unter Pomare's Anführung rettet sich glücklich nach Eimeo hinüber. Die Ersteren, unter sich zwiespaltig, kehren auf's Neue die Waffen gegen sich selbst, und nun erfolgt eine abermalige Einladung an den König, nach Tahiti zurück zu kommen. Viele gläubig gewordene Einwohner von Eimeo, Raiatea und Huahine begleiten den König mit hinüber, aber ihre Böte werden, sobald sich der König dem Lande nähern will, mit Musketenschüssen empfangen. Pomare steckt eine Friedensflagge auf; man entschließt sich, ihn landen zu lassen und die Flüchtlinge dürfen zu ihren Wohnungen zurückkehren. Allein diese scheinbare Mäßigung der heidnischen Partei hat einen ganz andern Hintergrund und die eigentliche Katastrophe für die Geschichte des Christenthums auf den Gesellschaftsinseln ist nunmehr herbeigeführt.

Am 12. November 1815, einem Sonntage, ist die Bure Atua zum Gottesdienst versammelt. Einzelne Gerüchte von einer geheimen Verbindung gegen sie haben ihr Wachsamkeit anempfohlen. Als der erste Gesang beginnt, fällt

ein Musketenschuß, und man eilt aus dem Versammlungshause. Eine Schaar Bewaffneter erscheint unter dem Feldzeichen des Oro, und den Emblemen des Götzendienstes am Rande des gegenüberliegenden Waldes. Das Geschrei: Krieg! Krieg! hallt in den Thälern wieder. Pomare erhebt sich und verlangt, man solle ruhig bleiben; der Gottesdienst wird fortgesetzt. Viele noch Unbekehrte gesellen sich indeß zu der Bure Atua, um ihr beizustehen. — Man rüstet sich zur Vertheidigung und die Götzendiener beginnen unter wildem Schlachtgeschrei einen Anfall auf die Bure Atua, wodurch die vorgeschobene Schutzwehr der Muthigsten unter der Letztern Anfangs geworfen wird. Bald aber erfolgt ein hartnäckiger Widerstand. Die Raiateer namentlich dringen heftig in die Feinde ein und treiben sie zurück, worauf eine allgemeine Flucht derselben in die Gebirge erfolgt. — Die Erhitzten wollen den Fliehenden noch weiter nachjagen, aber Pomare ruft: „Atira"! (Es ist genug!) und untersagt mit der Verfolgung auch die sonst gewöhnliche Verheerung der Felder und Wohnungen der feindlichen Partei. Er erklärt allgemeine Amnestie, nur sendet er einen Haufen der Seinen ab zur Zerstörung des großen Nationalaltars, der Marai des Oro. Am Abend wird ein allgemeines Dankgebet gehalten und die Missionäre auf Eimeo werden von dem Vorfall benachrichtigt. Der Kampf war zu Ende, und mit ihm die neue Gemeinde von weiterer Verfolgung der Waffen des Krieges bis zu diesem Augenblicke befreit: kein Krieg hat seitdem auf der Insel gewüthet. —

Pomare's Handlungsweise nach dem Siege mußte den Ueberwundenen um so auffallender erscheinen, als sie sich noch sehr wohl eines ganz andern Sieges seines **Vaters**

über die aufrührerischen Häuptlinge erinnerten. Die Leiche des Häuptlings Upufara, der in dem Kampf gegen ihn gefallen war, ließ der König nicht, wie sonst, verstümmeln, sondern zum Begräbniß in den District dieses Häuptlings bringen; auch die Insel, wohin von den Feinden, wie sonst, Weiber und Kinder vor dem Kampfe gebracht waren, ließ er nicht überfallen, sondern alle auffordern, in Frieden und Treue zurückzukehren. Diese Weise seines Verfahrens war den Besiegten so ganz fremd, daß sie dieselbe eben nur für einen hinterlistigen Plan hielten, wodurch er sich auch jener in die Gebirge Geflohenen zu bemächtigen suche. Indeß wagen sich Anfangs Einige und, da diese Anbau, Wohnungen, Weiber und Kinder unversehrt finden, endlich Alle hervor. Das Vertrauen zum Christenthum, das Begehren nach Unterricht wird allgemein, und Schulen und öffentliche Andachtshäuser werden erbaut. Das Beispiel, welches hierdurch auf Tahiti gegeben ist, wirkt auf die übrigen Inseln der Windseite und auf den Leeseitsinseln wird die schon begonnene Umwandlung fortgesetzt. Unterdeß sind die Missionäre von Eimeo nach Tahiti übergegangen; allein durch die Menge derer, die Unterricht verlangen, wird ein Mangel an Lehrern und Hülfsbüchern fühlbarer, indem, was die Letzteren betrifft, der frühere Vorrath theils abgenutzt ist, anderntheils für das Bedürfniß nicht mehr ausreicht. Die Gesellschaft sendet daher i. J. 1817 den Herrn Ellis mit einer eignen Druckerpresse nach Tahiti, wo derselbe am 10. Februar d. J. landet, und im Juni 1817 folgen 6 neue Missionäre nach, welche zugleich ein bedeutendes Geschenk der Bibelgesellschaft, einen hinreichenden Vorrath von Druckpapier, mit nach der Insel bringen. 1818 erscheint: Te Evanelia na Luka, iritihia

ei parau Tahiti [1]) (Evangelium Lucä, übersetzt in die Tahitisprache). Auch folgen nun wieder neue Versuche zur Einführung der Industrie (s. d. unten folgende Nachricht.) und im Mai d. J. die Bildung einer eigenen Missionsgesellschaft der Tahitier zur Fortpflanzung des Christenthums auf den übrigen Inselgruppen.

Bis zu dieser Zeit war von allen Bekennern des Christenthums auf Tahiti, einer längern Prüfung wegen, noch Keiner getauft. Die erste Taufe erfolgt d. 16. Juli 1819 in der königl. Missionscapelle zu Papara (auf Tahiti), zuerst vollzogen an Pomare, darauf an den Uebrigen, welche sich als aufrichtige Anhänger des Evangeliums bisher gezeigt hatten [2]). — Endlich im März

---

[1]) Daß diese ersten Uebersetzungen, das erste Niederlegen einer bisher nur gesprochenen Sprache in das Beharrliche der Schrift, nicht gleich Muster der Sprache sein konnten, läßt sich voraussetzen. Aber ein Anfang muß gemacht werden. Was durch denselben niedergelegt ist, liegt nun der Kritik beharrlich vor und die Feile kann daran gesetzt werden. Wie weit es dadurch bei manchen schon länger ausgefeilten und umgeschmolzenen Uebersetzungen der Bibel gebracht sei, lehrt namentlich die hindostanische, bengalische und persische Bibelübersetzung. — Sobald die Eingebornen selbst das rege Interesse für diese Sache gewonnen haben, erstehen auch Solche unter ihnen, die, durch Gesinnung und Gaben gleich berufen, jene Umschmelzung und Ausfeilung des Textes mit Erfolg ausführen. Wie vorsichtig und umsichtig übrigens die Missionäre dabei verfahren, lehrt die Schrift des Missionär Rhenius in Tinevelly (Süddecan): An essay on the Principles of Translating the Holy Scriptures with critical remarks on various passages particularly in reference to the Tamul Language. Nagercoil. 1827. (Mission Press.)

[2]) Eine Darlegung der Grundsätze, wonach die Missionäre hierbei verfuhren, findet sich in den Polynesian Researches von Ellis II. p. 256 ff.

1824 ward die Südseeacademie zur Bildung eingeborner Lehrer gegründet [1]).

Dies ist die einfache Darlegung der Hauptbegebenheiten in der Geschichte von Tahiti. Wie der gegenwärtige Zustand sei, wie viele erfreuliche Früchte bisher gereift seien, wie aber auch andrerseits, jener angespannte Zustand der Begeisterung für's Christenthum manche Erschlaffung nach sich ziehen und wahre Ueberzeugung von falschem Nachgeben in den allgemeinen Lauf des Hauptstroms scheiden und sichten mußte, wird der unten folgende Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Insel näher beleuchten.

Gegen diese Angaben tritt kein Zeugniß irgend eines Seefahrers, der im Laufe der Zeit die Insel besuchte, auf. Im Gegentheil zeugen alle von ihnen dargelegten Thatsachen, die ihnen in den beziehlichen Zeitpunkten aufstießen, die Uebereinstimmung mit den Angaben des Zustandes der Insel für die jedesmaligen Zeitdaten. In den Colonieen von Neusüdwales wurden, wie oben bemerkt, die Hauptkatastrophen dieser Geschichte bald bekannt. Die Guvernöre dieses Landes, King und Sir Thomas Brisbane, hatten stets ein wachsames Auge auf die Missionäre. Von dem elenden unglückseligen Zustande der Letzteren vor 1812 giebt einen sehr vollständigen Bericht der obengenannte i. J. 1803 an Tahiti gescheiterte Turnbull [2]) und von jener Umwandlung nach den

---

[1]) 1830 befanden sich in derselben 23 Zöglinge (Missionary Register. 1832. p. 100). Unterrichtsgegenstände sind (Ellis. Pol. Res. II. 545): Religion, Grammatik, Geschichte, Mathematik, Anfangsgründe der Sternkunde (welche den Südseeinsulanern besonders nützlich ist), Zeitrechnung, Naturgeschichte, Erdkunde und Zeichnen.

[2]) S. Turnbull's Voyage etc. Vol. III, 10. vol. II, p. 231. II. p. 86, 165. vol. III. p. 100. vol. I. p. 135.

Jahren 1815 und 16 zeugen Billinghausen und Düperrey, der letztere (s. unten) nur zu stark, während andrerseits die Bewohner jener Inseln als die lebendigen Quellen für diese Katastrophe gelten können. Von ihnen selbst wird die Geschichte ohne Zweifel, wenn sie zu Schriftstellern werden gebildet sein, Quellen der besten Art gewinnen.

Die Profangeschichte des Landes ist seit dem ersten Erscheinen der Missionäre auf der Insel in die Kirchengeschichte desselben, wie bei den europäischen Ländern, verflochten. Von dem Abriß der Profangeschichte hat die Geschichte des Christenthums mit der Zeit Pomare's I, Pomare's II, Pomare's III und der Pomare Vahine I, einer nach Erbschaft fortgehenden Herrscherreihe, eine Grundlage, die also sehr einfach ist.

Nun aber tritt Herr v. Kotzebue dazwischen und constatirt [1]: „Es habe auch einen König Tajo von Tahiti gegeben; diesem hätten die Missionäre etwas beigebracht, was sie Christenthum nannten; dadurch sei ein Funke in eine Pulvertonne geworfen, die eine furchtbare Explosion gegeben. Die Marais, wie Alles, was an die verehrten Gottheiten erinnert habe, seien zerstört; wer nicht sogleich habe an die neue Lehre glauben wollen, sei ermordet; mit dem Bekehrungseifer habe sich Tigerwuth der einst so sanften Gemüther bemeistert; Ströme von Blut seien geflossen, ganze Stämme ausgerottet; Denn, wie Schiller schon gesagt, „sei der Mensch furchtbar in seinem Wahn". — Der König Tajo sei nun auch, da sich zu Fanatismus immer Herrschsucht geselle, auf Eroberungen ausgezogen; da habe sich aber der junge

[1]) I. d. bemerkt. Buch S. 91.

Held Pomareh, König der Insel Tabua (!) gegen ihn erhoben, ihm alle bisher eroberten Inseln eine nach der andern entrissen, endlich ihn selbst gefangen und den Mörder seiner schuldlosen Religionsverwandten den Manen derselben geopfert. Nun habe der Missionär Nott eine Ueberredung angewandt und ihn so verleitet, auch Christ zu werden und so sei der jetzige Zustand von Tahiti herausgekommen.

Hier ist nun zunächst die Frage aufzuwerfen, wer wohl der merkwürdige König Tajo gewesen sei, ob irgend ein solcher sich sonst noch bei irgend einem der bedeutendern Reisenden finde, ob man auch nur errathen könne, wer unter den wirklichen Königen gemeint sei [1])? Ferner sind die Geographen zu fragen, ob sie je im ganzen Südmeer von einer Insel Tabua gehört: denn das darf man nicht argwöhnen, der Verfasser jenes Buches habe in dies Gedicht das ganz auf der Leeseite des Gesellschaftsarchipel liegende Inselchen Tubai verwebt, die abgelegen und unbewohnt keine Menschen, also auch keinen König für solche hatte und bedurfte, oder gar das circa 85 geogr. Meilen südlich von Tahiti liegende Tubuai, welches ganz abgelegen in keinem selbstständigen Verkehr mit Tahiti stand, noch viel weniger der Geburtsort eines „jungen Helden Pomareh" sein konnte, der von hier aus den Gesellschaftsarchipel besiegte. Die ganze Begebenheit sieht aber schlechthin so aus, wie eines jener Mährchen,

---

[1]) Daß die Fiction dieses Namens sehr unglücklich gerathen, (da bekanntlich Tajo im Tahitischen einen Freund bedeutet, wie bei jeder Ankunft eines europäischen Schiffes sich die Tahitier aus der Mannschaft einen zu wählen und mit ihm den Namen zu wechseln pflegten), hat bereits Hr. Ellis (Vindication etc. p. 22) bemerkt.

welche, wie unten aus Hrn. Stewart's Bericht hervorgehen wird, in den Häfen unter einer Art von eben nicht respectablen Leuten umlaufen. Freilich aber bedurfte es einer solchen Geschichte als eines Vor- und Unterbaues, um den gegenwärtigen Zustand, wie er ihn schildert, resultiren zu lassen.

Hr. v. Kotzebue erzählt uns sein Gedicht am Schlusse der Darstellung seines Besuchs in der Missionskirche von Tahiti. In dieser Darstellung sucht er den ganzen Gottesdienst auf eine höchst bemitleidenswerthe Art lächerlich zu machen, wobei er besonders die Kleidung der Tahitier zum Gegenstande des Gespötts macht. Er sagt dann:

„Man denke sich eine solche, ihrer Meinung nach, sehr anständig gekleidete Versammlung, und dazu, um das Komische des Eindrucks zu vollenden, die feierlich ernsten Gesichter, und man wird finden, daß ich ihr gegenüber unmöglich andächtig sein konnte." —

Die armen Insulaner hatten sich also ihres Wissens anständig gekleidet, auch waren sie andächtig und ernst—! Zu welchen Betrachtungen und Gefühlen hätte dies namentlich einen Kenner der Geschichte von Tahiti, dieser andächtigen Gemeinde gegenüber, führen können? Man sollte meinen, diese wenigen Worte des Buches hätten hinreichend von der Sinnesart seines Verfassers zeugen sollen. Er konnte sich nicht hinablassen zu dem Zustande der Kindheit jener Nation. Er sagt weiter, daß ihm „die Lust zum Lachen vergangen sei"; — wodurch? Weil er doch endlich von der andächtigen Menge einen mahnenden Eindruck erhalten? O nein! „Ich verglich sie", heißt es weiter, „mit ihren von den frühern Reisebeschreibern geschilderten Vorfahren". — Er dachte also

an alle jene verheerenden Kriege, den Canibalismus, die Menschenopfer, den Kindermord, jene unnatürliche Befriedigung der sinnlichen Begierden, jene Rohheit und Wildheit des Götzendienstes! — Nun denn, wozu führte ihn dies? — „Dies führte mich", sagt er ferner, „zu Betrachtungen, die um so weniger erfreulich ausfielen, je mehr ich mit der neusten Geschichte von Tahiti bekannt ward" [1]. — Jetzt also wurde er mit der Geschichte von Tahiti bekannt und das hatte ihn schon vorher in der Kirche vom Lachen abgehalten. Wo er nun mit der hierauf folgenden Geschichte (der oben erwähnten) bekannt geworden; in welchem Hafen und wer ihm dieselbe mit dem König Tajo und der Insel Tabua aufgebunden, wird wohl Keinem der Untersuchung werth scheinen. Wie oberflächlich Hr. v. K. indeß auch das Wenige beobachtet, was er in den 10 Tagen seines Aufenthalts in der Matavaibay (während welcher Zeit er selbst nur selten sich an's Land, und nie vom Ufer weiter in die Insel hineinbegeben hatte) selbst gesehen: davon giebt die Stelle S. 114 einen Begriff. Er war in der Meinung, eine Schule zu besuchen, wieder in ein Andachtshaus gekommen und wundert sich hinterher über die Beschaffenheit der tahitischen Schulen. „Als die Versammlung Platz genommen", berichtet er, „ward ein Kirchenlied angestimmt, nach welchem ein Tahitier sich auf die erhöhte Bank setzte und eine Stelle aus der Bibel vorlas. Darauf ward wieder gesungen, dann, mit dem Rücken gegen den Vorleser gewandt, geknieet, während dieser ebenfalls knieend mit geschlossenen Augen ein langes Gebet hersagte. Sodann bestieg ein anderer Ta-

---

[1]) Das bemerkt. Buch I, S. 91.

hitier die Erhöhung, las, nachdem ein Lied gesungen war, wie der erstere, eine Stelle aus der Bibel und die ganze Procedur wiederholte sich ohne Abänderung. Wahrscheinlich (!?) geschah das noch ein paar Mal; ich hatte aber am zweimaligen Cursus genug und eilte hinaus".

Wer erkennt nicht selbst aus dieser spottenden, verstümmelnden Darstellung, daß Hr. v. Kotzebue in eine Kirche gekommen war, (wie es denn auch in den Berichten der Missionäre ausdrücklich gesagt wird,) und wie hätte er sich nicht die einfache Frage vorlegen sollen, wo denn jene Vorleser die Fähigkeit zu ihrem Geschäft gelernt hätten, falls in den Schulen von Tahiti, wie er sagt, nichts weiter vorgenommen würde als Andachtsübungen. Er macht sich zwar Folgendes zurecht: „Etwas Lesen und Schreiben lernen die Kinder im elterlichen Hause und mehr Wissen ist vom Uebel"; allein, obwohl es eine herrliche Sache wäre, wenn das Erziehungswesen in Tahiti schon so tief in das Familienleben und an den elterlichen Herd gedrungen wäre; so erfährt man nun doch nicht, wie denn die alten Tahitier so gute Lehrer im Lesen und Schreiben geworden seien? Ob die anlandenden Matrosen es ihnen beiläufig beigebracht, oder ob sich dies aus einem gewissen, frühern Urculturzustand, vielleicht einige Menschenalter vor König Tajo, noch so herübergeerbt habe: das erfährt man nicht. Daß mehr Wissen, wenigstens mehr Lehren, zuweilen von Uebel sein könne, beweisen nicht nur russische, sondern sogar deutsche Elementarlandschulen; daß es unter andern Verhältnissen nicht von Uebel sei, lehren einige der wirklichen Schulen Tahiti's und namentlich das Südseeseminar auf Eimeo; daß endlich nicht mehr Wissen bisweilen von großem Ue-

bel sei, beweist die klägliche Unwissenheit des Hrn. v. K. in der Geschichte eines Landes, das er nach seinen würdigen Vorgängern hätte studiren können, wenn er doch einmal darüber absprechen wollte.

Wir glauben nicht, daß jene Prügeleien und Schmähungen, von denen Hr. v. Kotzebue fabelt, einer weitläufigen Widerlegung bedürfen. Wer so beharrlich und ausdauernd in seinem Beruf arbeitet, wie die Missionäre namentlich auf Tahiti es gethan, muß Freudigkeit in der Berufserfüllung finden. Wie aber solche Freudigkeit mit Prügeln und Schmähen vereinbar sei, verstehen wir nicht, falls auch die freien Objecte jener Prügel diese unbegreifliche Ausdauer zeigen mögten.

Dennoch aber muß selbst eine solche Schmähschrift Zeugnisse für den heilsamen Einfluß der Missionäre ablegen. Schon das Obige spricht hinreichend dafür; aber auch andre Stellen: z. B. nachdem S. 80 das frühere Laster des Stehlens, wie Forster es unter den Insulanern gefunden, wieder beschrieben ist und S. 85 der Verfasser sich selbst nicht genug wundern kann, wie lebhaft und freudig die Tahitier gleich nach der Ankunft seines Schiffes mit Lebensmitteln, Früchten und andern zum Tauschhandel dienenden Gegenständen an Bord gekommen wären, setzt er hinzu:

„Als die Sonne sich dem Horizonte nahete, wurden wir von unsern neuen Freunden und Glaubensgenossen verlassen, die höchst zufrieden mit ihrem Handel und den empfangenen Geschenken fröhlich dem Lande zuruderten, ohne uns irgend etwas entwendet zu haben, obgleich ihrer mehr als hundert auf dem Schiffe gewesen waren!!

Es ist dies nicht die einzige Stelle, wo selbst in

diesem Buche die Wahrheit durchblicken muß. Diese aber hat man, als seine Nachrichten so geschäftig in Deutschland verbreitet wurden, sich wohl gehütet, mitzutheilen. Man fühlte, wie dies gegen den Zweck lief, den Herr v. Kotzebue im Auge hatte und sein Zweck sollte einmal erreicht werden: „es sollte nichts Gutes an jenen Männern bleiben," sollte auch die Unwahrheit und die Unwissenheit, die in Beziehung auf den fraglichen Gegenstand beide hier nur zu deutlich am Tage lagen, den Sieg davon tragen!

Als nun Beechey's Reisebericht erschien, da hätte man denken sollen, wäre die Aufmerksamkeit auf die Widersprüche zwischen demselben und jener Schmähschrift recht in's Auge gefallen. Aber auch hier wußte man sich zu helfen. Wie bei Heber's Berichten über Indien kehrte man auch bei ihm diejenigen Stellen heraus, welche mit den Missionären nicht einzustimmen schienen und, statt nach ruhiger Betrachtung seiner Worte sich kopfschüttelnd zu gestehen, Hr. v. Kotzebue hätte also doch wohl falsch gesehen und die Sache mindestens stark übertrieben, fand man bei Beechey bloß eine Ergänzung jener Schmähschrift. Was aber hat Herr Captän Beechey den Missionären vorgeworfen? Fassen wir Alles zusammen, so ist es dreierlei: 1) daß sie das Volk von Tahiti noch lange nicht zu dem Standpunkt der Sittenreinheit und geistigen Ausbildung gebracht hätten, als er es vor seiner Ankunft daselbst geglaubt habe; 2) daß sie zu streng auf die Beobachtung von Gesetz und Evangelium sähen, und 3) daß sie auf den Sandwichsinseln das Volk vom Arbeiten abhielten und dadurch die Felder so vernachlässigen ließen, daß nächstens eine Hungersnoth eintreten müsse. Allein das Erste mag sein, aber wer

hat ihn geheißen, sich eine solche Meinung zu bilden? Aus Hrn. Ellis Polynesian Researches, die er als vorzüglichste Quelle darüber selber rühmt, konnte er es nicht, wenn er recht aufmerksam las. Hinsichtlich des zweiten könnten wir in Bezug auf Gesetz seine Meinung theilen, aber es nicht wagen, den Missionären zu rathen, einen andern Weg einzuschlagen. Was den ersten Theil des dritten Satzes betrifft, so ist bereits hinlänglich bewiesen, daß dieser Zustand, den der Hr. Capt. Beechey ja nur im Hafen gehört hatte, — erdichtet sei, und was die darauf folgende Prophezeiung betrifft, so ist sie ja nun eben so wenig eingetroffen, wie Hrn. v. Kotzebue's exstatische Weissagung von dem bevorstehenden allgemeinen Aufstande der Sandwichsinsulaner wider Hrn. Bingham bei dem Tode des Karemaku (d. i. Karaimoku). Die Sandwichsinsulaner haben (s. unten) noch vollauf zu leben, haben also noch keine Hungersnoth und leben noch immer in Frieden mit Hrn. Bingham. Wie lauten indeß Hrn. Capt. Beechey's Schlußworte? [1]) „Wenn ich ihre Irrthümer (der Missionäre) sorgfältiger gezeichnet habe, als ihre guten Eigenschaften, so ist das geschehen, um zu zeigen, daß jenes Volk (die Tahitier), obwohl seine Lage sich sehr gebessert hat (much improved), doch noch nicht mit dem Zustande der Unschuld und des häuslichen Glückes gesegnet ist, wovon wir gelesen haben."

Sind in England, wie einst in Deutschland über die indischen Missionen übertriebene Nachrichten verbreitet, so hat Hr. Capt. Beechey ja ganz recht. In Deutschland aber ist es in Bezug auf die Südsee bisher umgekehrt gewesen.

---

[1]) Narrative etc. Vol. I, p. 226.

Denken wir uns einen Seemann, der, in dem Bereiche seiner Wissenschaft wohl bewandert, die Tagebücher derjenigen liest, welche vor ihm auf demselben Felde thätig waren, einen Mann, der mit unbefangenem Blick die historische Entwicklung jener überseeischen Völker betrachtet, zu denen der Lauf seines Schiffes gerichtet ist; der auch zugleich für sittliche und bürgerliche Verbesserung solcher Völker empfänglichen Sinn und warmes Gefühl besitzt; — wenn ein solcher Cook's und Bougainville's Berichte über die Gesellschaftsinseln las und 1820 oder später, vielleicht ohne von jener Veränderung schon gehört zu haben, die das Christenthum hervorbrachte, diese Völker selber besucht: was wäre da wohl natürlicher, als daß er in begeisterter Freude das bisher Geschehene in seinem Berichte mit zu freundlichen Farben schildert. Sicherlich, wenn eine Uebertreibung natürlich und dem Geiste und Herzen ihres Verfassers verzeihlich war, so konnte es nur die nach der guten Seite hingewandte sein. Eine solche finden wir an dem Berichte des Hrn. Düperrey.

Die Resultate der Entdeckungsreise, welche unter dem Befehl Düperrey's von französischer Seite auf dem Schiffe la Coquille unternommen ward, liegen uns freilich noch nicht ganz vor. Es ist bereits der Atlas und der mathematische Theil des Reiseberichts erschienen, aber der historische Theil reicht nur eben so weit, daß man nach dem vorgehefteten übersichtlichen Rapport der Hrn. v. Humboldt, Cüvier ꝛc. in der franz. Academie (cf. p. III. u. XLIV.) den Bericht über Tahiti erst in den näch-

[1]) *Duperrey*. Voyage autour du monde de la Corvette de S. M. *la Coquille*. Fol. Paris. 1828 sqq.

sten Capiteln erwarten darf. Indessen reicht der bereits erschienene Brief des Hrn. Düperrey an den Seeminister hin, uns den Eindruck zu schildern, welchen Tahiti auf ihn machte. Der Brief [1]) lautet so:

„Matavaibay auf Otaheite den 15. Mai 1823."

„Am 13. Febr. (1823) segelten wir nach einer der Caroleninseln ab, um von da unsere Reise nach den Gesellschaftsinseln fortzusetzen. Als wir am 22. April den niedern und gefahrvollen Inseln des Archipelagus nahe kamen, wurden wir von einem heftigen Sturme überfallen. Erst am 3. Mai fiel uns auf einmal die Insel Tahiti mit ihren üppigen Pflanzungen und den vielfachen Reizen ins Auge, womit sie die Natur so reichlich ausgestattet hat, und um 4 Uhr Abends ankerten wir in der Matavaibay."

„Als in frühern Zeiten Wallis, Bougainville, Cook und Vancouver in diese Bai einliefen, wurden sie alsobald von einer Menge kleiner Kähne umringt; aber zu unserer nicht geringen Verwunderung sahen wir kein einziges Boot der Eingebornen uns nahe kommen. Indeß erfuhren wir bald, daß die sämmtlichen Einwohner sich in der Kirche befanden. Am folgenden Tag brachten sie uns Schaarenweise Lebensmittel aller Art herbei. Die Missionäre versammeln jährlich einmal die ganze Bevölkerung, die aus 7000 Seelen besteht, zu Papaoa zur Feier eines Jahresfestes. Diese Versammlung fand gerade Statt, als wir bei der Insel landeten. Ein Entwurf bürgerlicher Gesetze war von den Missionären dem Volke vorgeschlagen worden, und die Häuptlinge von Tahiti bestiegen einer um den andern die Rednerbühne, und sprachen mit großer Wärme Stunden lang über den Inhalt derselben."

„Wie ganz anders sieht es jetzt auf dieser Insel aus, als es in den Tagen Cook's der Fall war. Die Missionäre aus London haben die Sitten und Gebräuche der Einwohner ganz und gar umgeschaffen Von Götzenthum sieht man keine Spur mehr; alle Einwohner bekennen sich jetzt zum Christenthum, und

[1]) — schon 1827 im baseler Missionsmagazin mitgetheilt, aber wenig beachtet. —

die Frauen betragen sich ganz anders, als es zuvor der Fall war. Ihre Ehen werden so wie in Europa geweiht und gehalten, und auch der König hat nur eine Gemahlinn. Die Frauen essen jetzt mit ihren Männern an demselben Tische, und die alten blutigen Fehden, in welche das Volk stets verwickelt war, so wie die Menschenopfer, haben seit dem Jahr 1816 aufgehört. Alle Eingeborne können jetzt lesen und schreiben, und haben religiöse, in ihre Sprache übersetzte Bücher, die auf Tahiti, Eimeo und andern Inseln gedruckt werden. Sie haben schöne Kirchen erbaut, in denen sie zweimal in der Woche sich versammeln und mit der größten Aufmerksamkeit dem Prediger zuhören. Oft sieht man Einzelne während der Predigt die schönsten Stellen derselben niederschreiben."

Einige Zeit vor Düperrey, i. J. 1820, befand sich der russische Captän Billinghausen, auf einer Entdeckungsreise begriffen, im Hafen von Tahiti. Nach der Rückkehr seines Schiffes stattete der Astronom der Gesellschaft, Iwan Simonow, Direct. der dorpater Sternwarte, einen kurzen Bericht über die Reise ab. Das Buch ward aus dem Russ. übersetzt von Bányi, mit einer Vorrede begleitet von Littrow, Direct. der wiener Sternwarte. Hierin findet sich folgende Stelle [1]).

„Von dem Archipel Alexander's I segelten wir nach der Insel Tahiti. Wir regulirten daselbst den Gang unsrer Chronometer, um die Länge mehrer, auf unserm Wege entdeckten Inseln richtig zu berechnen."

„Ich kann nicht umhin, über diese merkwürdige Insel, welche einst in Barbarei versunken, jetzt auf dem Wege der Wahrheit mit Riesenschritten zur Civilisirung

---

[1]) Iwan Simonow's Beschreibung einer Entdeckungsreise im südlichen Eismeer. Aus d. Russ. v. Bányi. Mit Vorr. von Littrow. Wien 1824. S. 24 ff. — Zum Theil abgedruckt in den Neuen Geogr. Ephemeriden XIV. S. 269. Weimar 1824.

übergeht, einige Details anzuführen. Das Licht der Wahrheit hat vor diesen blinden Naturkindern bis zum J. 1815 im Verborgenen gelegen. In diesem Jahre nämlich, welches für immer das merkwürdigste in der Geschichte der tahitischen Nation bleiben wird, wurden die Tahitier zur Lehre Christi bekehrt und von dieser Epoche an gingen sie schnell von Wildheit zur Sanftmuth, von Lastern zur Tugend und von Grausamkeit zur Menschlichkeit über. Die Bekehrer dieser Nation waren englische Missionäre. — Nach zahllosen Bemühungen, nach langen Leiden, indem sie sich der Armuth, der Erniedrigung und wenn nicht thätlicher Verfolgung, doch Beschimpfung und Verspottung der wilden Nation unterworfen hatten, gelang es endlich diesen Männern, das Gesetz des wahren Glaubens unter die Tahitier einzuführen und sie auf bessere Wege zu bringen. — Pomare, der jetzige Beherrscher der Insel war der Erste, der mit einer Anzahl von den ihm Ergebenen die christliche Religion angenommen und sich als einen eifrigen Beschützer derselben bezeigt hat; indem er daran arbeitete, die Nation zu bekehren. Viele folgten ihm, Andre aber, die ihre alten Vorurtheile nicht ablegen konnten, setzten sich dawider, fingen einen blutigen Krieg an, und zwangen ihren Beherrscher, sich auf die Insel Eimeo zu flüchten. — Allein Pomare wurde dadurch nicht kleinmüthig. Er versammelte auf der erstgedachten Insel eine zahlreiche Armee, ging damit auf die Insel Tahiti zurück und zwang seine Unterthanen, die Waffen zu strecken. Hierauf rief er die Missionäre, die sich während des Blutvergießens in das Innere der Insel zurückgezogen hatten, zusammen, ließ eine große Kirche bauen und hielt in ihr an die dort versammelte Gemeinde eine Rede, in welcher er sie er-

mahnte, ihre falschen Götter zu verlassen und sich mit aufrichtigem Herzen vor dem wahren Gott zu beugen. „Wenn ich," sagte er, „bei meiner alten Religion wäre, so müßte ich Euch entweder umbringen oder in die undurchdringlichen Wälder der Insel verjagen; allein die christliche Religion lehrt mich, auch meine Feinde zu lieben und ich verzeihe Euch." — Diese Sanftmuth machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie Alle ohne Ausnahme Christen wurden. Seit dieser Zeit herrscht Friede und Zuversicht auf der Insel. Die christliche Religion befördert edle Gesinnungen und Handlungen und die Laster werden immer seltener. — Die Missionäre, beständig bemüht, das von ihnen begonnene Werk zur Vollkommenheit zu bringen, erfanden ein Alphabet für die Sprache von Tahiti und übersetzten ihnen das Evangelium des h. Lucas und Matthäus. Sie lehrten sie lesen und schreiben und zum Lobe Gottes Hymnen singen, wofür die Tahitier die Begründer des wahren Glaubens dankbar verehren."

„Als Glaubensgenossen wurden wir von den Tahitiern auf's Freundschaftlichste empfangen und eine innige wechselseitige Verbindung herrschte während unsers ganzen Aufenthaltes daselbst zwischen uns."

Das ist der schlichte einfache Bericht eines Mannes, dem man es aus den wenigen Worten aber ansieht, daß er eignes Interesse für das wahre Wohl der Völker besitzt. Was er aus der Geschichte Tahiti's berichtet, war dasjenige, was er bei seinem Aufenthalte auf der Insel erfahren konnte. Ungeachtet einzelner abweichender, nicht historisch begründeter Züge darin, trägt der Bericht dennoch den Stempel einer einfachen Relation des Vorgefundenen. Aber es ist ein himmelweiter Unterschied zwi-

schen hie und da abweichenden und durch und durch widersprechenden Berichten. Die Darstellungen eines Beechey, eines Billinghausen, Turnbull, Gambier, Düperrey ꝛc. müssen als historische Quellen benutzt und durch ihre Abweichungen gegen einander die Wahrheit nach Vermögen herausgeschieden werden. Hr. v. Kotzebue aber, König Tajo und Insel Tabua sind, so beurtheilt zu werden, schlechthin unfähig; die Geschichte kann sie nur als Schlacke zur Oberfläche, ihrer Herkunft, zurückwerfen, und es würde uns nicht beikommen, ihrer als Quelle zu erwähnen, wenn man in Deutschland nicht gerade alle übrigen Seefahrer nebst den Missionären für blind, und den einen Hrn. v. Kotzebue, weil er modern schmähte und schimpfte und so die alte Mühle wieder mit hinreichendem Wasser versah, als den einzigen Sehenden ausgerufen hätte.

Im J. 1822 befand sich in der Matavaibay der britische Captän Gambier (Schiff Dauntless). Nach Europa zurückgekehrt, sandte er folgenden Brief an den Secretär der Londoner Missionsgesellschaft:

„Mein Herr!"

„Als ich den beifolgenden Auszug aus meinem Schiffstagebuche einigen Freunden vorlas, sprachen sie die Meinung aus, daß die darin vorkommenden Thatsachen günstig für die Sache der Missionäre auf das Publicum wirken dürften und deshalb bekannt gemacht werden sollten. Auf diese Aufforderung nehme ich mir die Freiheit, sie Ihnen zu übersenden. Das Tagebuch ist an Ort und Stelle niedergeschrieben und die Auszüge erfolgen hierbei ohne Aenderung der ursprünglichen Abfassung. Mit Vergnügen gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Sie von denselben den Gebrauch machen können, der am Meisten dazu beizutragen vermag, das Große, welches der Allmächtige in den Herzen und dem Leben merkwürdiger Völker der Südseeinseln gewirkt hat, kund zu thun. Das Zeugniß muß um so gültiger

sein, da ich nie irgend ein Interesse für die Wirksamkeit der Missionäre, sondern im Gegentheil immer einen Argwohn gegen ihre Berichte gehegt habe. Dem Blicke eines Geistlichen wird daraus hervorgehen, daß diese Nachricht über den Zustand jener Insulaner und die Freude über die Betrachtung desselben lediglich zeitlicher Art waren; — daß die Fortschritte zur Civilisation und irdischer Glückseligkeit in Folge des sittlichen Einflusses des Christenthums als Ursache jener Freude erscheinen. Die fürsorgende Hand der Vorsehung ist, ohne Zweifel, dabei deutlich anerkannt, aber nur in Bezug auf den zeitlichen Zustand. Allein so wahr es auch ist, daß die Seele, ununterrichtet von dem göttlichen Geist, nichts weiß von der erhabenen und unendlichen Wichtigkeit ihrer ewigen Angelegenheiten, im Gegensatz gegen die Dinge dieses kurzen Lebens: — so kann doch auch der Herr unser Gott Preis und Ruhm sich aus Allem ziehen, und deshalb mag die einfache Darlegung dessen, was ich sah, und der Wirksamkeit desselben auf ein Gemüth, welches das geheime, jenes Ganze in Bewegung setzende Triebrad nicht tiefer anschaute, auch zu Seinem Ruhme gereichen, eben so sehr, als wenn sie ausgestattet wäre mit Allem, was Sprache und Styl zu leisten vermögen. Ich verharre, mein Herr, ꝛc.

„Georg C. Gambier.
Captän in der Königl. Flotte."

Wir glauben zu der Mittheilung einiger der hier erwähnten Auszüge des Hrn. Capt. Gambier keine bessere Einleitung geben zu können, als eben diesen Brief. — Die Gesellschaft machte demnach jene Nachrichten bekannt und wir entlehnen nur Folgendes daraus: [1])

„Den 10. Jan. 1822. — Als wir mit einem leichten Winde an den Gestaden Tahiti's vorüberstrichen,

---

[1]) Extract from a private Journal on Board His Majesty's Ship Dauntless by Captain *G. C. Gambier*, in: Defence of the Missions in the South Sea. By William Orme. London 1827. p. 33 sqq.

schwanden die Widerlichkeiten der vorigen Woche aus unsrer Erinnerung in der Freude über das Anschauen dieser lieblichen Insel. Unzählige Gießbäche, von den letzten Regengüssen angeschwollen, sah man von Abhang zu Abhang stürzen, bis sie sich in der Tiefe der Thäler verloren. Ein reiches Grün überzog an vielen Stellen das Hochland bis zu den Gipfeln und die schönen Thäler, üppig von Cocos- und Brotbäumen, erregten bei ihrem Anblick die Vorstellung friedlicher Glückseligkeit und Ruhe.

„Bei unsrer Ankunft in die Matavaibay kam Hr. Wilson, einer der Missionäre, an Bord und die Eingebornen drängten sich mit ihren Kähnen um das Schiff, indem sie Schweine, Plantanen, Brotfrüchte, Cocosnüsse, Limonen, Ananas und verschiedene andre Erzeugnisse der Insel herbeibrachten. Hier bemerkten wir augenblicklich einen wunderbaren Unterschied zwischen diesen und unsern letzten Gästen [1]). Keine wilden Ausbrüche der Bewunderung, — kein Lärm oder Wirrwarr begleitete ihr Anbordgehen. Dies war das Erste, was bereits uns auffiel. Als wir aber an's Land kamen, wuchs unsere Bewunderung und Freude über diese Veränderung, oder vielmehr diesen Contrast, bei jedem Schritte. Die Häuptlinge grüßten uns mit einem Handschütteln und ihrem verständlichen Ausrufe: „Ja-ora-na!" welches wir für einen Wunsch Alles dessen hielten, was man sich nur selbst wünschen mag. Ich begleitete Hrn. Wilson an's Ufer und sprach dann bei den übrigen Missionären, Hrn. Nott, Hayward und Jones ein. —

[1]) — nämlich auf den Markesasinseln, wo aber nach den letzten Berichten dieselbe Katastrophe vielleicht bald Statt finden dürfte!

„Am Morgen des 13. kamen Hr. Crook und Hr. Bicknell an Bord und begleiteten uns auf unsern Besuch zur Königinn. Das Haus derselben, welches nichts vor den andern voraus hat, außer daß zwei oder drei Eingeborne vor dem Gehege als eine Art Wache stehen, erhebt sich auf einem schmalen, niedrigen Puncte des Landes, welches die Südseite des Eingangs in den Hafen Oparre bildet. Die andre Seite und der Hafen selbst wird von einem Corallenriff eingeschlossen. Die Stelle ist äußerst malerisch. Es war früher der Platz für die Marai und die herrlichen Baumgruppen, welche auf allen Plätzen der Verehrung gepflanzt werden, machten einen feierlichen, friedlichen Eindruck, als wir hinanruderten. Aber es regte sich ein schauerliches Gefühl in uns, als wir zuerst erfuhren, daß dies jener Boden und jene Bäume seien, deren Zweige, gleich denen der Thränenweide, eine trübselige Erscheinung sind, hinweisend auf so viele menschliche Schlachtopfer, die den abergläubischen Gefühlen eines entarteten Volkes und der List, Rache, oder dem Hasse einer teuflischen Priesterschaft oder eines wilden Königs genügen sollten. Nun aber, — wie ist der Schauplatz verwandelt. Der einst grausame, wilde König Pomare liegt hier begraben von den Händen gläubiger Christen! Er starb als Christ; nachdem er nicht nur den Formen seiner götzendienstlichen Religion, sondern auch den wilden und unmenschlichen Handlungen entsagt, welche sie einflößte. Pomare, den man einst nach einem seiner Siege sah, wie er die Köpfe gemordeter Säuglinge auf eine Schnur reihte und sie längs dem Ufer hinter sich her zog, seiner furchtbaren Rache zu genügen, gewann zwei Jahre nach seinem Uebertritt zu unserm Glauben einen Sieg über die bittersten Feinde und verbot um

der Menschlichkeit willen die Verfolgung derer, welche überwunden waren. Die Weiber und Kinder der Besiegten, einst bei ähnlichen Fällen ohne Erbarmen von Berg zu Berg verfolgt, geschlachtet, die Felsabhänge hinabgestürzt, wurden jetzt, nicht bloß auf Befehl des Königs, sondern auch durch das geläuterte Gefühl der Soldaten selbst mit der größten Milde und Sorge behandelt. Das war die wunderbare Wirkung eines Sittensystems, gepredigt und am eignen Beispiel gezeigt von unserm Erlöser. Religion ist die Angelegenheit ihres Lebens. Sie haben keine Vorstellung davon, daß irgend etwas Lächerliches sich an die Ausübung jener Pflichten knüpfen sollte, welche das Buch Gottes erfordert, und obwohl sie nicht alle Gebote desselben vollkommen erfüllen können, sondern wie andre schwache menschliche Wesen heftigen Versuchungen unterliegen, so übertreffen sie uns sehr, gar sehr in der Selbstverläugnung und besiegen Neigungen, die früher große Gewalt über sie hatten. Dahin gehört z. B. der Diebstahl, von dem jetzt fast kein Beispiel mehr vorkommt."

„Verdienen aber jene Männer, (welche die Werkzeuge zu dieser Katastrophe waren), nicht die Aufmunterung und Achtung jedes fühlenden und denkenden Wesens? Sie haben Vaterland und jede Bequemlichkeit dieses Lebens aufgegeben, um aus Pflichtgefühl in Gefahr und Sorge zu leben. Ihren Lohn werden sie von dem großen Meister empfangen, dem sie so treulich dienten; — von ihm allein erwarten sie ihn auch.

„Ein Gerichtstag. — Zwei Missionäre trafen uns in der Wohnung der Königinn, um dem Gerichtshofe beizuwohnen. Es sollten zwei Eingeborne verhört werden, welche einen englischen Handwerksmann in seiner

Beschäftigung bei den Häuptern der Regierung angefallen hatten. Die Häuptlinge bestanden auf die Untersuchung, der gemishandelte Mann wollte ihre Loslassung. Der Auftritt war merkwürdig und wir freuten uns eine Gelegenheit zu haben, Zeuge desselben zu sein.

„Zur bestimmten Zeit kam eine Menge Volks beiderlei Geschlechts und jedes Alters unter einer schönen Baumgruppe in der Nähe der königl. Wohnung zusammen. Man brachte eine kleine Bank für die beiden Richter; die Uebrigen standen oder saßen im Halbkreise auf dem Boden. Uns versah man mit kleinen Sitzen neben den Richtern und Hr. Crook war so freundlich uns zu dolmetschen, als die Sache vor sich ging. Die beiden Gefangenen saßen mit gekreuzten Beinen auf dem Boden unter dem Schatten eines kleinen Baumes, etwa 20 Schritte von den Richtern. Beide hatten etwas Finstres im Blicke und waren in der anmuthigen Tiputa [1]) gekleidet. Nachdem Alles bereit war, erhob sich einer der Richter, redete die Gefangenen ziemlich wortreich an und gestikulirte lebhaft, — mit nicht heftigen, aber festen und edlen Bewegungen der Arme. Er erklärte ihnen die Anklage, welche sie hierher geführt, und las ihnen das Gesetz vor, nach welchem sie bestraft werden würden, sollten sie schuldig befunden werden. Als er geendet und sie aufgefordert hatte, sich zu vertheidigen, stand Einer von ihnen auf und antwortete sehr fließend und lebendig. Er behauptete ihre Unschuld und rief einen Zeugen zur Bestätigung derselben auf. Der Zeuge führte seinen Beweis sehr geschickt. Auch Andre traten noch zu Gunsten der Ange-

---

[1]) — einem langen Stücke Zeug, in der Mitte mit einer Oeffnung, durch welche der Kopf gesteckt wird. —

klagten auf, und diese wurden darauf, weil die genügenden Beweise gegen sie fehlten, in Freiheit gesetzt. So etwas wie unparteiische Gerichtsbarkeit und eine ruhige, gerechte Untersuchung der Wahrheit auf Tahiti, in einem Falle, wo die Häuptlinge selbst die Beklagten vor's Gericht brachten, erregte unsre Bewunderung und Theilnahme bei dem ganzen Vorfall außerordentlich. Die Gesetze sind milde, und scheinen sehr zweckmäßig. Sie sind von den Missionären entworfen, und die Strafen sind so eingerichtet, daß die Buße der Schuldigen zum allgemeinen Besten verwandt wird.

„Das ebene Land in diesem Theil der Insel (d. i. die Districte von Matavai und Oparre) ist von beträchtlicher Ausdehnung und von vielen schönen Bergströmen reichlich bewässert. Das sich windende Bette, worin sie durch diese üppige und liebliche Landflur einhergleiten, erregt die Vorstellung eines Eden. Kein Zeichen eines mühsamen Anbau's tritt hervor —, aber man sehe, wohin man will: das Auge trifft Alles, was für den Unterhalt des Lebens in jenem Klima nöthig ist, im größten Ueberfluß.

„Die Tahitier sind ein träges Volk, unfähig zu der geringsten Anstrengung. Was aber kann man auch von den Bewohnern eines Landes erwarten, welches, ohne die Arbeit eines Anbauers zu erfordern, ihnen Alles gewährt, was sie für nöthig und selbst für aufwandsreich ansehen. Dieser Grund, ihre Indolenz, scheint in hohem Maße die Ursache zu der völligen Hingebung zu sein, welche sie in Bezug auf Lehren und Uebungen in der Religion an den Tag legen. Die Religion ist bei Vielen das ganze Geschäft ihres Lebens. Familiensorgen können ihnen dabei nicht in den Weg treten. Sorge für

die Kinder nimmt keinen Theil ihrer Gedanken in Anspruch: das Kind ist versorgt von dem Augenblicke, da es in's Leben tritt —, so hat die Vorsehung ihren Segen über dies fruchtbare Land ausgeschüttet. Die Einführung des Christenthums hat sie mit einem Gegenstande des Nachdenkens und der Unterhaltung versehen. Sie haben nun Etwas, die Stunden der Muße auszufüllen, statt jenes lasterhaften Müssiggangs des früheren Lebens.

„Die Aussicht für die künftige Wohlfahrt dieser Inseln ist sehr erfreulich. Es ist viel Aufmunterung dazu da, sie mit jedem Glücke zu begaben, was Gesittung und Religion gewähren können. Die Gemüther dieses Volks, frei von Scheinheiligkeit, edel und gefühlvoll, sind gleich einem reichen Boden, der nur des guten Samens und einiger Sorge bedarf, um die Frucht zu bringen."

„Insel Huahine. Um 10 Uhr Morgens, 20. Januar, hob sich das Schiff, so daß es über das Riff konnte und ein Theil der Unsrigen machte sich auf nach dem Dorfe Farri. Nachdem wir über das Korallenriff gekommen waren, welches den Hafen bildet, versetzten Erstaunen und Freude uns auf einige Augenblicke in ein Stillschweigen, dem ein allgemeiner Ausdruck der Bewunderung über die Scene vor uns folgte. Wir befanden uns in einem trefflichen Hafen, an dessen Ufer die deutlichsten Zeichen von Gewerbfleiß und behaglichem Anbau erschienen: — in jeder Richtung sah man weiße Wohnungen, ganz englisch, aus der reichen Belaubung, womit allenthalben das Tiefland dieser Inseln bekleidet ist, hervorgucken. Auf mehren kleinen Anhöhen über denselben, standen andre, welche der Gegend Ausdehnung und Belebung gaben. Die Stelle links, bei der Einfahrt, ist tiefliegend und mit Gehölz und mehren Woh-

nungen längs dem Ufer bedeckt. Rechts senkt sich das Hochland anmuthig und stufenmäßig herab und läuft in eine erhabene Spitze aus, und in den Hafen hinein, so daß es zwei kleine Baien bildet. Die größte derselben liegt von der See aus gesehen links. An ihr, mit der Ausdehnung nach dem Thal hin, liegt die Dorfschaft. Die andre, welche nur schmal ist, hat nur zwei Häuser; diese aber liegen dort so still und zurückgezogen, daß sie als Wohnungen des Friedens und der völligen Genügsamkeit erscheinen.

„Unser Anlanden zog eine Menge Leute beiderlei Geschlechts und jedes Alters heran, und obwohl wir ihnen Gegenstände großer Neugierde waren, betrugen sie sich doch edel und gelassen gegen uns. Niemals belästigten sie uns mit Gedränge, sondern suchten uns gefällig zu sein, wiesen uns nach den Wohnungen der Missionäre und erzeigten uns andre kleine Dienste.

„In Gesellschaft mit den Missionären, Hrn. Ellis und Barff besuchten wir die Kirche. Es ist ein großes, luftiges Gebäude, versehen mit einigen Sitzen für Königinn und Häuptlinge und mit einem guten Lesepulte und einer Kanzel. Es faßt etwa 1000 Menschen und ist immer gefüllt am Sonntage, wo alle Insulaner, mit Ausnahme von vier oder fünf, freudig hierher kommen. — — Die christliche Religion ist hier durchaus fest gegründet; die Eingebornen kommen ihren Geboten nach und halten ihre Andacht mit Heiterkeit und Freude. Sie betrachten die dazu angewandte Zeit als die wichtigste und heiterste ihres Lebens. Ueberdies sehen sie die Religion als die Ursache ihrer gegenwärtigen Glückseligkeit und Ruhe an und hängen ihr also mit Begeisterung an.

„Von der Kirche gingen wir zu dem Hause der Königinn und 200—300 hübsche Kinder begleiteten uns. Der größere Theil von ihnen, sagte man uns, könne lesen und schreiben. Sie sind außerordentlich beweglich und gelehrig. Ich stand einen Augenblick still und sah sie an mit unbeschreiblichem Gefühle. Ich erinnerte mich daran, daß ohne den Einfluß unsers himmlischen Glaubens mehr als $\frac{3}{4}$ dieser schönen Kinder dies Alter nicht würden erreicht haben [1]). Das ist das belohnende Bewußtsein, welches jenen trefflichen Männern in der Brust wohnen muß. Was müssen sie fühlen, wenn sie um sich die Anzahl menschlicher Wesen sehen, denen sie durch die göttliche Vorsehung Werkzeuge der Rettung vom Tode und der Mittheilung von Gesittung, Glückseligkeit und Zufriedenheit wurden.

„Der Erwerbsinn blühet hier. Die Häuptlinge sind stolz darauf, ihre eigenen Häuser zu bauen, die jetzt alle in europäischem Style sind, und halten es ihrer Ehre zu nahe, wenn sie die niedern Klassen nicht in den für den Bau nöthigen Künsten übertreffen. Ihre Frauen übertreffen auch die der niedern Klasse in der Zeugbereitung. Die Königinn und ihre Schwiegertochter empfingen uns in ihrer kleinen Wohnung und waren ganz europäisch gekleidet. Die erste ist eine ältliche Frau von trefflicher Art. Sie hatte kürzlich das Unglück ihren einzigen Sohn, einen Knaben von etwa 19 Jahren zu verlieren, zum größten Schmerz des ganzen Volkes. Die Ausstat-

---

[1]) In welches Verhältniß dürfen wir das Leben eines einzigen derselben zu dem oben (S. 11.) erwähnten Verschieben einer Cavalcade setzen, wenn wir dort Unwillen und hier freudigen Beifall im richtigen Maße aussprechen wollen?

tung ihres Hauses war ganz auf der Insel von den Eingebornen gemacht, wobei die letztern die ursprüngliche Anweisung von den Missionären erhalten hatten. Sie bestand aus Sofas, woran Rücklehnen, Arme und Sitzstücke, letztere aus Strickgeflecht, sehr hübsch gearbeitet waren; Tische und Betten waren von denselben Meistern. Vor den Fenstern hingen Vorhänge aus inländischem weißen Zeuge gemacht, worauf dunkle Blätter als Borte gedruckt waren. Die Bettstellen standen auf Stufen und waren sehr reinlich und sauber. Diese Hausbequemlichkeit preisen sie außerordentlich, und das Verlangen danach ist so groß, daß bereits viele Landwohnungen im Dorfe sich in demselben Styl erheben."

„Der Ton des Gewerbfleißes war Musik für mein Ohr. Hämmer, Sägen und Aexte hörte man in jeder Richtung. Häuser im Aufbau begriffen sah man an verschiedenen Stellen, eins mehr, das andre minder der Vollendung nahe. Auch viele Böte nach unsrer Weise waren im Bau begriffen. An einigen Stellen wurde Kalk gebrannt, als Bindungsmittel und zum Anstreichen."

„Als wir durchs Dorf zogen, erfreute uns sehr der Anblick eines reinlichen, trocknen, erhabenen Fußsteiges oder Dammes, der durch dasselbe hinlief. Dieser muß ihnen sehr bequem sein bei nassem Wetter, wenn sie besser angezogen nach der Kirche gehen. So oft wir gelegentlich stille standen, um in der Nähe einer inländischen Hütte mit den Bewohnern derselben zu reden, hatten wir Gelegenheit zu bemerken, einen wie hohen Werth sie auf den europäischen Häuserstyl und auf andre seit Kurzem bei ihnen eingeführte Dinge setzen. Sie schämten sich, sagten sie, uns in ihre Hütten einzuladen, ihre an-

dern Häuser aber wären im Bau begriffen und sie würden sich sehr freuen, wenn sie uns dort sehen könnten."

So weit Hr. Capt. Gambier.

Dies sind die Berichte einzelner Seefahrer, welche bereits seit längerer Zeit denen, die öffentlich nach Berichten über die Südseemissionen in Deutschland aburtheilen wollten, hätten zu Gebote stehen können. Sie stimmen mit denen eines Capt. Grimes (Schiff Hope 1821), Capt. Henry (Schiff Macquarie 1823), Capt. Finch Schiff Vincennes 1830), Capt. Sandiland (Schiff Comet 1831), überein. Auch scheinen sie mindestens eben so sehr das Gepräge der Wahrheit zu tragen und ebenso ehrenwerthe Männer zu Verfassern zu haben, wie Hrn. v. Kotzebue's Schmähschrift. Aber Alles das brachte jenen Theil unsrer Tagesschriften nicht von der einmal angenommenen Meinung zurück. Sie theilten den Unwillen jenes Verfassers ohne wohl — zu ihrer eignen Ehre müssen wir es glauben — recht zu wissen, was den wahren Hintergrund solches Unwillens ausmache: — er ist mit wenigen Worten anzudeuten: „Die jubelnde Freude auf den Südseeinseln ist verstummt; die Tahitier sind Kopfhänger geworden!" [1]) — Ja wohl, die Freude ist verstummt, aber welche Freude? — die Freude, in dem Sinne, dessen sich unsre keusche Sprache weinend schämen mußte, als nach welschem Sprachgeiste, um den nackten Teufel durch einen Deckmantel unkenntlich zu machen, das Wort Freudenhaus statt Hurenhaus in ihr gebildet ward; — „die Lieder sind verstummt und die Flöte," allerdings, d. h. — für den alten Dienst; — aber die Hymnen zum Lobe des allmächtigen Vaters, der ihnen

[1]) Vergl. d. bemerkt. Buch, p. 98. ff.

jene paradisischen Fluren zum Wohnsitz gab, der ihnen wahre innigere, wenn wol stillere, Freuden heilend in's wunde Herz träufeln konnte, — Lieder geläuterter, geheiligter Freude tönen unter dem weiten Schatten der Kokospalme, des Brotbaumes und der Banianen; — die nächtlichen Tänze haben aufgehört, weil die gläubige Tahitierinn fühlt, daß sie sich in dem düstern Kreise eines Lebensgebietes drehen [1]), aus dem sie durch Gottes Gnade emporgerettet ward, und wenn sie als Gattinn in geheiligter Ehe den Säugling herzt, den sie, bei der Herrschaft jener Tänze, vielleicht unter den Erdhaufen am Herde ihrer Hütte gestampft hätte, so kann sie die Sehnsucht nicht theilen, welche jene ihr fernen Europäer, die doch nicht ferne sind von dem Urquell aller wahren Freuden, nach jenen Lüsten haben. Kein wildes Geschrei, kein kreischender Jubel rauscht freilich von jenen Inseln mehr den europäischen Ankömmlingen entgegen, aber Hrn. v. Kotzebue's Schrift [2]) erzählt uns (— wenn er es seinem eigenen Buche nur zugiebt und es sonst wahr ist —) „Mit ihren Waaren auf dem Rücken erkletterten sie unter Scherzen und Lachen schnell das Verdeck, welches sich nun in einen lebhaften Markt verwandelte. Scherz und Freude nahmen kein Ende. Lachend wurden die Waaren angepriesen, lachend die Handel geschlossen." Nun, dann war ja die Freude nicht verstummt, wo nur das Leben sich zu reiner, unbefleckter Thätigkeit entfaltete und jene Kopfhängerei wird sich, im Wesentlichen, wohl auf dasjenige beschränken, was wir in demselben Buche und

[1]) „Alle ihre (der Tahitier) Ergötzlichkeiten zielen darauf ab, jene leidenschaftliche Liebe zu erregen und zu unterhalten." Anderson in Cook's Reisen v. Forster. I. p. 421.

[2]) S. 85. l. c.

auf derselben Seite (85.) weiter lesen, nämlich: „Bei diesem Besuche war kein Frauenzimmer mitgekommen. Auch in der Folge geschah das nur selten und immer betrugen sie sich mit der größten Sittsamkeit.“ Zu wünschen wäre es, daß dergleichen Stellen nicht bloß in dem gedruckten Buche, sondern auch in dem Schiffstagebuche des Hrn. v. Kotzebue ständen und daß jene unwürdigen Schmähungen und Unwahrheiten in dem letztern nicht vorkämen, sondern ohne seine Schuld in das erstere hineingezeichnet wären.

Zu den mitgetheilten Berichten der Seefahrer haben wir nun einen Bericht aus der andern Abtheilung der Quellen für südseeländische Geschichte hinzuzufügen, nämlich einen Bericht von Seiten der Missionäre, um zu sehen, ob sie denn so gar parteiisch aussehen, ob sie die Hoffnungen zu hoch stellen, die bisherigen Erfolge im Verhältniß zu jenen zu übertrieben angeben, oder ob sie das Gepräge ruhiger Betrachtung und ungeschminkter Wahrheit tragen. Wir wählen einen Bericht der Londner Missionsgesellschaft selbst, wie er uns kürzlich zugekommen ist und sich auch fast wörtlich im Evangelical Magazine for 1832. p. 406. sqq. findet. Zugleich geben wir damit dem Leser einen Ueberblick über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaftsinseln:

Ein großes Hinderniß bei der Beförderung der äußerlichen Glückseligkeit der Gesellschaftsinsulaner liegt in der Schwierigkeit, diejenigen Bedürfnisse bei ihnen zu befriedigen, welche eine regelmäßigere und gesittetere Lebensweise eingeführt hat, und in dieser Hinsicht ist unser Volk in keinen so glücklichen Verhältnissen, wie die Neuseeländer und Sandwichinsulaner. Clima und Boden für das Wachsthum der Pataten, des werthvollen Zimmerholzes und inländischen Flachses geeignet, geben den Ersteren die Mittel zu einem vortheilhaften

Handel, den die Letzteren in dem Sandelholze finden, welches ohne Anbau im Ueberfluß bei ihnen auf den Gebirgen wächst. Aber mit keinem von diesen, noch mit einem Aequivalent, sind die Tahitier und ihre Nachbarinsulaner gesegnet. Die freiwilligen Erzeugnisse ihres Landes gewähren ihnen, mit Ausnahme von einigen wenigen Pflanzen und den Mitteln, die Schiffe mit frischem Vorrath von Lebensmitteln zu versehen, keine Artikel zu einem vortheilhaften Handel mit den Fremden. Die Einführung von Eisen- und andern Geräthschaften des bürgerlichen Lebens, so wesentlich für das Emporkommen eines Volkes, geschieht im Verhältniß zu den von ihnen als Rückgabe aufzubringenden Gegenartikeln und daher nur im beschränkten Maße. Ein andres großes Hinderniß liegt in ihrer frühern unregelmäßigen und indolenten Lebensweise. Ein aufgelösterer und aller ernsten Beschäftigung und Gewerbsthätigkeit entgegengesetzterer Zustand des geselligen Lebens, als er unter ihnen vor ihrer Lossagung vom Götzendienste Statt fand, kann kaum gedacht werden, und obwohl die groben Ausbrüche jener Neigungen, die das Heidenthum nährte und förderte, fast durchgehends zurückgehalten wurden, als die Insulaner zuerst das Christenthum bekannten, so wurden doch Viele nur von der Erregung jenes allgemeinen Gefühls zu Gunsten der neuen Religion, wie es sich bei allen Klassen aussprach, mit fortgerissen und es fehlte ihnen an Allem, was das Christenthum erfordert, bis auf den bloßen Namen. Solche fanden denn auch, wie sich erwarten ließ, ihre Neigungen später zu stark, um noch länger von der vorherrschenden öffentlichen Meinung zurückgedrängt zu werden, und ließen sie nun auch den frühern Götzendienst und die Grausamkeiten des Menschenopfers nicht wieder in's Leben treten, so kehrten sie doch größten Theils zu der alten Trägheit und den frühern Lastern zurück. Ein Volk nun, dessen Hülfsquellen kaum mehr zu liefern vermögen, als der tägliche Bedarf verbraucht, zu befähigen, die Mittel zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des verhältnißmäßig civilisirten Lebens aufzubringen, — es dahin zu führen, Milde an die Stelle ungezügelter Grausamkeit zu setzen, Tugend und Billigkeit an die Stelle der gröbsten Sittenlosigkeit, der Ungerechtigkeit und des

Betrugs, — die Gewohnheiten dauerndes Gewerbfleißes an die Stelle von stetem Müßiggange und zufälliger Beschäftigung: — dies war ein Theil der Aufgabe, welche sich die Missionäre stellten, und worin sie freilich, wie bemerkt, auf Beispiele des niederschlagendsten Mislingens gestoßen, doch aber auch durch andre des ermunterndsten Erfolges aufgerichtet worden sind.

Daß Manche der Eingebornen immer noch unwissend und leichtsinnig, lasterhaft und träg und daher ohne Mittel sind, sich persönliche und häusliche Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, und daß Andre noch die schändenden Laster ausüben, welche europäische Verworfenheit ihrer ursprünglichen Verderbtheit noch aufgepfropft hat, liegt zu Tage, und die furchtbare Ausdehnung, bis zu welcher dies Uebel würde ohne den heilenden Einfluß des Christenthums gediehen sein, ist kaum zu glauben. Aber die ganze Gemeinde besteht nicht aus Solchen, noch bilden diese die Mehrzahl.

Trägheit, durch die Gewalt der Gewohnheit, die Hitze des Clima's &c. gefördert, ist noch immer eins der größten Hindernisse einer rascheren Förderung der Cultur bei ihnen. Aber ihr thatsächliches Arbeiten hat sich im Durchschnitt auf das Doppelte und in vielen Fällen auf das Vierfache vermehrt seit dem Aufgeben des Heidenthums. Es ist mehr Land angebaut und zu den frühern Erzeugnissen der Inseln sind eine Anzahl von Artikeln hinzugefügt, welche den Eingebornen nützlich und zum Handel mit den Fremden schätzbar sind. Dahin gehört, nicht zu erwähnen mehrer Arten von eßbaren Wurzeln, Pflanzen und Früchten, — eine vorzügliche Sorte Baumwolle, Kaffee, Indigo und indischen Korns. Das Letztere ist freilich noch zu keinem hohen Grade angebaut, aber es findet sich bereits unter den Erzeugnissen der Insel.

Die Versuche zur Einführung der Baumwollenmanufactur sind nicht in dem erwarteten Maße gelungen, noch sind sie gänzlich fehlgeschlagen. Viele Eingebornen sind bereits fähig, die auf der Insel gewachsene Baumwolle zu spinnen und zu Tuch zu weben. Auf einigen Missionärstationen hat das Volk gelernt Seife und Salz zu machen und Tabak und Zucker zuzubereiten. Sind diese Artikel bisher auch nur

in kleinen Quantitäten gewonnen, so läßt sich doch vermuthen, daß so, wie die Bevölkerung wächst und ihre Gewohnheiten gewerbsinniger werden, dieselbe einen größern Ueberfluß daran und so ein schätzbares Mittel zum Handel gegen Kleidungsartikel oder andre europäische Manufacturwaaren gewinnen wird.

Außerdem hat eine Anzahl von ihnen Seilerei, Drechslerei, Zimmerei und Schmiedekunst gelernt und ganz gute Fortschritte darin gemacht, — Einige sind von europäischen Handelsleuten als Schmiede zu einem regelmäßig monatlichen Lohn beschäftigt worden. Auch die Bereitung des Kalks und das Aufbauen hübscherer und bequemerer Wohnungen ist eingeführt; auch haben sie gelernt Böte und Schiffe nach europäischer Art zu bauen. Das Letztere, eine ihren Verhältnissen und Geschmacke besonders zusagende Beschäftigung, haben sie mit großer Neigung ergriffen, und obwohl Manches mislungen ist, wie sich nach der Dürftigkeit des Materials zum Bau und dem Mangel an Mitteln, sie in Anwendung zu erhalten, erwarten ließ, so haben sie es darin doch so weit gebracht, daß es die Bewunderung Vieler erregt und Alle, welche ihre frühern Fahrzeuge mit den jetzigen vergleichen konnten, überzeugt hat, daß sie Fähigkeiten in diesem Fache besitzen, die das Beste hoffen lassen.

Um ihre Hülfsquellen zu vermehren, sind nützliche Thierarten nach den Inseln gebracht, besonders Ziegen und Rindvieh. Diese Letztern brachten die Missionäre zuerst mit und zogen sie eine Zeit lang allein; jetzt aber werden sie von fast allen Häuptlingen und Vielen aus dem Volke, welches die Thiere außerordentlich liebt und sie sehr zahm macht, gezogen. Sie sind jetzt so zahlreich, daß Schiffe hier frisches Fleisch zu dem geringen Preise von 3 Pence das Pfund einnehmen. Während dies zur großen Wohlthat für die Eingebornen gereicht, wird es den Schiffern, welche diese Häfen besuchen, besonders angenehm sein, wegen der Erlangung frischer Vorräthe, wovon die Gesundheit ihrer Mannschaft und demnach der Erfolg ihrer Reise so sehr abhängt. Auch Pferde sind nach den Inseln gekommen und, obwohl nicht zahlreich, doch unter den Besitzthümern vieler Häuptlinge.

Die Schwierigkeiten, welche sich bei ihrem Fortschritte in der geistigen Bildung entgegenstellten, kommen denen gleich, welche ihrem äußerlichen Wohlstande hinderlich waren. Dieselbe natürliche Trägheit und Unstätigkeit, welche sie von irgend anhaltender Arbeit mit dem Spaten, der Säge oder dem Hammer abhielten, machten ihnen auch den zu den allerersten Rudimenten geistiger Erziehung nöthigen Fleiß gleich widerlich. Diese Schwierigkeiten hat die Geduld und Ausdauer der Missionäre in hohem Maße besiegt und ohne auf Einzelnheiten einzugehen, kann man angeben, daß auf den Georgs- und Gesellschaftsinseln [1]) mit Ausnahme von denen, welche auf der frühsten Stufe der Kindheit sind, und welche schon zu sehr in Jahren vorgerückt waren, als das Christenthum allgemein angenommen ward, die Mehrzahl der Einwohner im Stande ist, alle Bücher, welche in ihrer Sprache vorhanden sind, lesen zu können. Diese Sprache, wie man sich erinnern wird, hatten die Missionäre erst zu erlernen, aus der ersten Grundlage ein Sprachgebäude zu errichten, ihre Regeln und Eigenthümlichkeiten zum Bewußtsein zu bringen und sie dem Volke in geschriebener Form darzustellen. Hierbei fehlte es ihnen an allen Mitteln weiter, als was sie aus den häufig unbestimmten und verwirrten mündlichen Erklärungen der Eingebornen herleiten konnten. Die Bücher in tahitischer Sprache gewähren noch keine große Mannigfaltigkeit des Gegenstandes, aber sie schließen einige ein, welche die Grundlage alles heilsamen Wissens enthalten, nämlich das ganze „Neue“ und einige Theile des „Alten Testaments“ [2]), und obwohl Viele, welche früher eifrig darnach trachteten, sie jetzt vernachlässigen, so sind sie von Vielen und den Besseren hochgeachtet.

---

[1]) Bis zum J. 1829 waren bereits gedruckt: mehre Buchstabierbücher, Leseübungen, verschiedene Katechismen; ein kurzes Rechnensystem, die Gesetzbücher der verschiedenen Inseln, Bestimmungen über den Handel und den Verkehr mit Schiffen, viele kurze Reden über christliche Lebensweise, mehre Ausgaben inländischer Liedersammlungen, Nachrichten der verschiedenen Gesellschaften, und zuletzt noch die ersten Nummern einer inländischen Zeitschrift. [2]) d. i. Windseits- und Leeseitsinseln.

Die Arbeiten der Druckerpresse sind auf den Inseln vermehrt und werden alljährlich wichtiger. Sie werden von den Missionären an den Stationen, wo sie aufgestellt sind, beaufsichtigt, aber betrieben von eingebornen Buchdruckern, welche mit Tüchtigkeit und Fertigkeit den mechanischen Theil des Geschäfts erlernt haben. Hierdurch werden die Bedürfnisse der Muttermission bestritten und auch mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit Bücher für den Gebrauch der Eingebornen der zahlreichen und bevölkerten Inseln herbeigeschafft, auf denen eingeborne Lehrer beschäftigt sind. Wie weit dies ausgedehnt ist, ergiebt sich z. B. aus dem Umstande, daß Hr. Darling auf seiner letzten Reise nach den Inseln im Süden und Osten von Tahiti an 1000 Bücher an diejenigen austheilte, welche bloß auf drei Inseln solche begehrten, und Hr. Barff bemerkt, daß er vor seiner Reise nach dem Westen 8000 Exemplare eines Lesebuches im Rarotoadialekt, eine große Anzahl von Rechnentabellen zum Gebrauch für Schulen und eine Ausgabe von 13,000 Exemplaren eines Elementarbuchs für die Tochterstationen in Verbindung mit den Leeseitsinseln im Laufe des Jahres 1831 gedruckt habe.

Schulen werden fortgehend unterhalten und regelmäßig von Erwachsenen und Kindern besucht, obgleich, besonders von den Letzteren, nicht so pünktlich, wie zuerst. In Bezug auf die Erwachsenen und Viele von den Kindern geht dies theils zwar aus der Nothwendigkeit hervor, mehr Zeit auf den Anbau ihres Landes zu verwenden, theils aber auch aus dem natürlichen Gegensatz gegen die sittlichen Grundsätze, welche sie in dem Unterricht empfangen. Der unregelmäßige Besuch der Kinder im Allgemeinen wird allerdings zuweilen dadurch herbeigeführt, daß sie ihre Eltern zu den Pflanzungen begleiten, besonders aber, indem es ihnen immer noch an Ausdauer bei jeder fortgehenden Beschäftigung fehlt, durch ihre Lust zum Herumschwärmen, ihre angeborne Trägheit, gehegt von der Wärme des Clima's, die Leichtigkeit, womit die bloßen Mittel der Subsistenz zu erhalten sind und endlich durch den Hang, der sich bei Vielen offenbart, sich wieder den Gewohnheiten des losgebundenen, zerstreuenden Lebens zu überlassen.

Was endlich den Zustand der **Religion** in den verschiedenen Kreisen und unter dem Volk im Allgemeinen betrifft, so haben die Feinde der Missionen alle nur möglichen Mittel aufgeboten, die Religion zu untergraben, so daß es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft gewesen ist, sie in ihrer Reinheit und Wirksamkeit zu erhalten. Es ist schon wiederholendlich berichtet worden, daß der Eifer für die Religion keineswegs noch so groß und allgemein ist, wie er in jener Zeit war, da das Volk zuerst das Evangelium annahm. Diebstahl, Unzüchtigkeit, Trunkenheit und andre Verbrechen hatten ganz aufgehört und die Gewohnheit der Privatandacht war allgemein. Am Sonntage hörten alle weltlichen Geschäfte auf, und die Stunden des Tages waren der Betrachtung des göttlichen Wortes gewidmet. Das gesellschaftliche Leben erschien damals in einem Zustande, worin es selbst in Gemeinden, die sich viel vortheilhafterer Umstände dazu erfreuten, selten gesehen ward. Aber es würde thöricht gewesen sein, zu glauben, daß Alles, was schien, wirklich war. Dieser Zustand der Dinge konnte, zu welcher Hoffnung er auch veranlaßte, nicht von Dauer sein: Manche hatten in der allgemeinen Anregung zu voreilig ohne tiefere Ueberlegung, Andre die Religion gar nur als Maske angenommen. Diese warfen die Letztere daher bald wieder ab, während es sich bei jenen zeigte, daß ihr Christenthum nur eine leere Form sei. Aber wenn auch alles dies geschehen ist, so blieb als Kern dennoch eine große Zahl derer, welche nach fester Ueberzeugung und gewonnenen Grundsätzen handelten; Solche, bei denen es die Kraft des Wortes Gottes war, was sie bewegte; welche durch den Einfluß des göttlichen Segens, dem sie ihre erste Gemüthsänderung zuschrieben, fest auf dem Pfade des Glaubens geblieben sind, aller Versuchungen und Schmähungen ungeachtet, welche durch die Bosheit gottloser Menschen auf sie gehäuft wurden. **Diese** haben ihr Bekenntniß unerschütterlich und unbefleckt erhalten, auch gegen die Irrlehrer, welche sich hie und da erhoben. Sie bilden daher jetzt eine bestimmte Klasse, und obwohl diese nur eine Minderzahl der ganzen Bevölkerung ausmacht, so sind doch diejenigen, welche das Christenthum bekennen, und die meisten Pflichten desselben wenigstens äußerlich

beobachten, eine große Mehrzahl über diejenigen, welche allen Vorschriften desselben durch ihr Leben Hohn bieten. Leute, welche die Religion der Insulaner in Verruf zu bringen suchen, können die Beispiele von mangelhaft christlichem Charakter nicht von denen herleiten, welche in der kirchlichen Gemeinschaft bleiben, sondern nur von denen, welche die von dem Evangelium gegen das Laster gesetzten Schranken abwerfen und die sich besonders nach den Häfen hinziehen, wo die Schiffe landen. An diesen Stellen zeigen sich daher Leute dieser Art in größerer Anzahl und nichts kann ungerechter sein, als die Vorfälle, zu denen die Eingebornen dort oft von den europäischen Ankömmlingen versucht und verführt werden, nicht bloß als Beweise für das allgemeine Betragen der ganzen Bevölkerung, sondern auch der wirklichen Mitglieder der Kirche hinzustellen [1]).

---

[1]) Hr. v. Kotzebue erzählt selbst (S. 111): — „Eben so (— wie mit dem Diebstahl —) verhält es sich mit der Keuschheit der tahitischen Frauenzimmer, wobei die Ausnahmen verhältnißmäßig auch wohl nicht häufiger sein mögen als im gesitteten Europa. Die Wünsche unsrer Matrosen in dieser Hinsicht wurden zwar mitunter erfüllt, aber immer mit der vorsichtigsten Heimlichkeit und unter der geäußerten ängstlichen Befürchtung, „wenn es nur der Missionär nicht erfährt!" — Sollte das Gesagte in diesem Falle auch von den Matrosen allein gelten (obwohl sie nicht in allen Fällen auf diese Weise vorgeschützt werden sollten), so bleibt es doch immer empörend, daß ein europäischer Flottencaptän, den jene Rohen zum Vertrauten ihres Lasters machten, auf diese Weise den Bemühungen andrer christlicher Europäer in der sittlichen Erziehung jener Völker nicht nur nicht unterstützte, sondern ihnen geradehin entgegenwirken ließ!! und endlich gar das Ganze schamlos erzählt, um jene würdigen Männer theils mit fadem Witze lächerlich zu machen, theils auf's Schmachvollste zu verläumden. Nach dem Bericht des Hrn. Bennet (cf. **Vindication of the South Sea Miss. p.** 78) nämlich war ein Mann, bei dessen Frau die Verführungen jener russ. Seeleute von Erfolg gewesen waren, gleich darauf in Reue darüber von dem Hafenorte nach dem Innern der Insel geflohen, von wo er erst zurückkehrte, als das russ. Schiff des Hrn. v. Kotzebue den Hafen verlassen hatte. Hr. v. K. erzählt (S. 112) den Vorfall und schließt so: „Plötzlich waren er und seine Frau in einer Nacht verschwunden. Das Haus stand am Morgen leer; die Eigenthümer kehrten nicht wieder und wir konnten nicht erfahren, wo sie hingekommen waren. Haben die Missionäre vielleicht auch schon Oubliette n eingeführt?" — — !!! — Vielen deutschen Lesern, welche die französische oder russische Geschichte oder sonst die Geschichte des Despotismus nicht näher kennen, dürfte diese hämische Verläumdung nicht einmal verständlich sein.

Eine der frühsten Versuchungen, denen die Gemeinden in der Südsee ausgesetzt wurden, nächst dem Ausbruche jener lasterhaften nur im schwachen Zaume gehaltenen Neigungen, bestand in dem Auftreten abgeschmackter und verderblicher Irrlehren. Leute, welche Visionen zu haben glaubten, gaben vor, darin besondre Offenbarungen empfangen zu haben, welche nicht sowohl die heil. Schrift ungültig machen als vielmehr sie vervollständigen sollten. Die Sache trat bald in ihr gehöriges Licht, als Einige darunter erklärten, daß, wenn sie unter dem Einflusse jener Inspiration wären, sie nicht zurechnungsfähig für ihre Handlungen sein könnten [1]). Dem Laster war dadurch Thor und Thür geöffnet, während die schuldigen Uebertreter durch diese Täuschung sich selbst zu überreden suchten, daß sie dabei frei von Strafbarkeit wären. Diejenigen, welche nun keine feste Wurzel hatten, unterlagen in der Zeit der Versuchung und Einige, welche bloß ein Verlangen nach der guten Meinung Andrer dahin geführt hatte, die Vorschriften der heil. Schrift zu beobachten, bedienten sich nun dieses Vorwandes zu dem Schmutz und der Sünde des frühern Zustandes zurückzukehren. Die Kirchen erhielten dadurch einen Auswuchs und die Feinde triumphirten.

In den letzten Jahren ist das Volk auch einer andern Ursache großer Versuchung zur Unsittlichkeit ausgesetzt gewesen: der Einfuhr geistiger Getränke auf verschiedenen Niederlassungen. Die traurige Wirkung derselben auf ein Volk, unter welchem die Trunkenheit früher eine der gefährlichsten Lockungen zur Sünde war, ist unbeschreiblich und es giebt unter allen Ursachen keine, welche größeren Kummer den Missionären oder den Kirchen größeres Unheil veranlaßt hätte. Diejenigen, welche bereits vor solchem Misbrauch geistiger Getränke von dem Pfade christlicher Tugend abgeführt waren, zeigten sich

---

[1]) Also auch in dieser Hinsicht erinnert die erste Erscheinung des Christenthums unter diesen bisher unchristlichen Völkern wieder an die ersten Jahrhunderte der Kirchengeschichte und wir haben hier eine Secte, die in Hinsicht der Inspiration so sehr sich den Montanisten nähert, wie sie ihnen in Bezug auf das Ethische gerade entgegengesetzt ist und darin an jene antinomistischen Gnostiker erinnert.

dann ganz unbekümmert um die verbrecherischen Excesse, zu denen sie hingerissen wurden; während Andre, die sonst sich im Zaume zu halten pflegten, sich ebenfalls beschämenden Handlungen überließen und dadurch die Besseren auf's Höchste betrübten. Eine Anzahl derselben ist im Laufe der letzten 2—3 Jahre aus der Gemeinschaft der Kirche getrennt worden, und, obwohl Einige davon Opfer ihrer zerstörenden Lebensweise geblieben sind, so ist doch der größere Theil derselben, nach genügenden Anzeichen aufrichtiger Reue und nach dauerndem bessern Betragen wieder zur Theilnahme an der kirchlichen Gemeinschaft aufgenommen.

Endlich haben Aufregung und Unordnungen, welche stets innere Kriege begleiten, im letzten Jahre (1831) auf beiden Inselgruppen geherrscht und nicht nur schmerzliche Besorgnisse erregt, sondern auch auf einige Zeit und einigen Stationen den Fortgang der Schulen und des Gottesdienstes unterbrochen. Diese Uebel haben aufgehört, die Ruhe ward wieder hergestellt, bevor es zum Ausbruche kam. Die Schulen wurden wieder in Thätigkeit gesetzt. Die Mehrzahl der Kirchenmitglieder, besonders auf den Leeseitsinseln sind durch alle diese Gefahren hindurch standhaft geblieben. Viele, die ausgeschieden wurden, kehrten zur Gemeinschaft zurück, und von Zeit zu Zeit hat eine Anzahl Andrer die Aufnahme in die Kirche nachgesucht.

Die Kirchenmitglieder sind, so weit die Nachrichten lauten, einsichtsvolle, gewerbsinnige, musterhafte und aufrichtige Leute. Sie haben gegen die sündhaften Neigungen ihrer Herzen zu kämpfen; sie sind den Schmähungen eigener Landsleute, deren Betragen in niedrigem Gegensatz zu dem ihrigen steht, ausgesetzt, und viele Schlingen sind ihnen gelegt: — sie sind der Gegenstand des Gespöttes, der Verachtung und der Verläumdung bei irreligiösen europäischen Ankömmlingen gewesen, und es ist sehr schmerzlich, nicht allemal den Eindruck verwischen zu können, welchen die Mehrzahl solcher, alle Religion verhöhnender Ankömmlinge auf sie ausübt. Daß jene aufrichtigen Christen dennoch und ungeachtet ihrer noch jungen Gemeinschaft im Christenthum standhaft geblieben sind, ist an und für sich ein wichtiger Grund des Dankes gegen Gott. Aber auch die

Anzahl derer, welche jährlich den verschiedenen Gemeinden sich als Kirchenglieder anschließen, beweist, daß der Herr Sein Werk nicht verlassen hat."

Dieser Bericht zeigt uns deutlich, daß die Missionsgesellschaft und also auch die Missionäre, welche auf jenem Boden thätig sind, sehr wohl wissen, daß noch Vieles zu thun übrig bleibt, bevor der Kampf zwischen Sittenlosigkeit und christlicher Civilisation, zwischen rohem oder frechem Unglauben und beseligendem Glauben in jenen Ländern durchgekämpft sei; er zeigt uns ferner, daß jene Männer sehr wohl wissen, wie der Glaube nicht ein todter Lippenglaube und ein unthätiges Hinbrüten in fruchtlosen religiösen Ideen, vielmehr die Belebung und Erfrischung der ganzen geistigen und körperlichen Lebensthätigkeit, ja der rechte und einzig echte Anstoß und Antrieb zu derselben sei. Aber wir sehen auch darin deutlich das Bewußtsein vorherrschen, daß all jene Erwerbsthätigkeit doch nicht eher von dauerndem Heile und Segen für das Volk gereichen könne, bis sie eben in der geläuterten, göttlichen Gesinnung und daraus hervorgehenden gesetzlich bürgerlichen und häuslich ehelichen Lebensordnung Weihe und sichern Boden gefunden habe, und umgekehrt, wo das Bedürfniß nach diesem geistigen Heile nur erst wahrhaft geweckt ist und befriedigt wird, auch all jene Segnungen für Familie und Staat erfolgen werden. —

Vergleichen wir diesen Bericht, der ja nur einer der vielen alljährlichen ist, welche die Gesellschaft seit der Gründung ihrer Missionsplätze liefert, mit den Berichten der obigen Seefahrer (Düperrey, Simonow, Gambier ꝛc.), so sollte man es kaum für möglich halten, daß der Bericht des Hrn. v. Kotzebue habe so vielfachen Anklang finden können, wäre nicht der Schlüssel dazu

einmal in der gänzlichen Unbekanntschaft mit der Geschichte jenes Landes und den fortlaufenden Berichten andrer Seefahrer und zweitens in der obenbezeichneten Feindschaft gegen Gesetz und Evangelium überhaupt zu suchen und zu finden. Denn einmal, wenn heute Jemand, statt vom stillen Ocean her, über die Alpen zu uns heimkehren und berichten würde, die Regierung Italiens sei nunmehr ganz in die Hände von Banditen gekommen, seit König Tajo von der Insel Tabua im toscanischen Meere, als oberster Bandit, den Pabst besiegt hätte, so würde derselbe höchstens ein augenblickliches Lächeln erregen; während zweitens, hätte Hr. v. Kotzebue mit allen, dem Verfasser jenes Buches nur zu Gebote stehenden, Farben die Tahitier als die lasterhaftesten und irreligiösesten Menschen schildern lassen, man dies (wie es ja auch auf die Berichte Cook's und Wilson's geschah) ganz unterhaltend und dem gewöhnlichen Laufe des Lebens für angemessen gefunden hätte, ohne sich dadurch zu irgend einer hülfreichen Handlungsweise, sei es zu Rath oder That, aufgefordert zu fühlen. Der Einwurf, „daß wir für uns allein genug zu sorgen haben," ist um so seichter und ungültiger, als 1) die Erfahrung täglich lehrt, daß die Sorge für die Dürftigkeit im eigenen Kreise sich da immer am Lebhaftesten, Geordnetsten und somit am Wirksamsten zeigt, wo sie verhältnißmäßig auch die fremde Noth im Auge hat; als 2) nichts so sehr unsern Blick auf das Ganze der Menschheit erweitert, das erhebende Bewußtsein des Zusammenhangs mit ihr hervorruft und vor Beschränktheit in der Liebe bewahrt, wie diese persönliche Theilnahme an dem Schicksale ferner Völker; als 3) hier nur von einer verhältnißmäßigen und also sehr geringen Hülfeleistung die Rede sein kann;

als 4) es ja lediglich darauf ankommt, wie hoch ein Jeglicher die Gabe des Evangeliums, die er empfangen, für sich anschlägt, zu wie großer Dankbarkeit er sich dadurch verpflichtet fühlt und wie gewichtig und mahnend ihm der Ruf: „Lehret alle Völker" erscheint; als endlich 5) wer sich demgemäß zu solcher Theilnahme nicht aufgefordert fühlt, dann auch sich nicht zu jenen harten Angriffen und Rügen wider die thätigen Mitglieder jenes Wirkungskreises ohne vorhergegangene gewissenhafte Untersuchung berufen glauben sollte. — Ja, mögen wir daher noch heute alle diejenigen, welche ein Missionswesen billigen, aber auf die bestehenden Missionen schmähen, ernst und mahnend fragen, ob sie schon — da ihre Zahl doch nicht so geringe ist und da sie in so gar großen Eifer über die Verkehrtheit der Missionäre gerathen sind — ob sie schon das Geringste für jene unglückseligen Völker gethan haben, ob sie denn jetzt endlich zum Werke geschritten sind, um durch ein — nur ein Beispiel zu zeigen, welches denn nun ihre Theorie und Praxis sei. Immer noch fehlt es an Arbeitern im Weinberge. Mögen sie hinschauen auf die vielen Tausende von Inseln und Stellen unsers Erdballs, wo der Götzendienst mit allen seinen scheußlichen Ausgeburten noch furchtbar wüthet. Sie sollen es auch nicht mehr so schwer haben, wie jene Erstlinge in dem fernen Südmeere. Bereits tönt dort von Insel zu Insel ein, wenn auch noch undeutlicher, Ruf von dem, was die Nachbarinsulaner der Gesellschaftsgruppe geworden sind, von einem höheren, einzigen Gotte und einem höheren Leben mit ihm und viele Stellen können wir ihnen nachweisen, wo sie mit offenen Armen würden empfangen werden, wiewohl mit diesem Empfangenwerden noch lange nicht Alles gethan ist! Aber mö-

gen sie sich auswählen ein einziges Eiländchen jener zahlreichen Gruppen, wohin die Mittel der bisher thätigen Missionen noch nicht haben reichen können. Mögen sie es dort ganz nach ihrem System versuchen. Eins können wir ihnen dabei versprechen: — wenn es ihnen anfangs nicht gelingen sollte; wenn sie auf unvorhergesehene, niederschlagende Hindernisse und Schwierigkeiten stoßen sollten; ja, wenn sie zuletzt, den Boden ganz unempfänglich und jene Hindernisse schlechthin unbesiegbar findend, ihr ganzes Unternehmen aufgeben müßten; — von den Dienern Christi und Seines Evangeliums, die jetzt dort arbeiten, wird — so weit wir sie aus ihren Berichten kennen, — Keiner den Mund aufthun, sie zu schmähen oder zu verspotten. Nein, gewiß nicht! In dem Besitze einer langen Erfahrung haben diese die harte Schule jener Heidenerziehung mit allen Schwierigkeiten und Hindernissen, allen Gefahren und Verspottungen kennen gelernt, und statt Spott und Hohn würden sie bei diesen nur Trost und Ermunterung zum Vertrauen, aber auch Hinweisung auf das Eine finden, was hier allein aufrichten und zur unermüdlichen Arbeit kräftigen und geschickt machen könne.

Zweite Abtheilung.

Wenn uns die obigen Untersuchungen und die zuletzt hier erwähnten Umstände hinreichende Gründe für das öffentliche Urtheil eines irregeleiteten oder übelgesinnten Theils des Publicums nachwiesen, so müssen wir doch gestehen, daß uns immer noch die heftige Bitterkeit und Feindschaft der Berichterstatter selbst, wie v. Kotzebue's

der in Bezug auf eine andre Inselgruppe, den Sandwicharchipel, nicht allein dasteht, zur Erklärung übrig blieb. Wenn auch hier Unkenntniß der nähern Verhältnisse und Mangel an christlichem Interesse den größten Theil des Räthsels lösen, so sollte man daraus doch eben nur ein entsprechendes Urtheil über den factischen Zustand, nicht aber ein Gewirr von falschen Thatsachen und Erdichtungen erwarten, die in dem Stoff nicht nur, sondern auch in den einzelnen Färbungen und Redensarten eine merkwürdige Verwandtschaft zeigen [1]). Hierzu werden wir indeß einen Aufschluß finden; wenn wir einen nähern Blick auf die Sandwichmissionen selbst werfen.

Wir würden ein dickes Buch zu schreiben haben, wollten wir dem Leser hier einerseits die Geschichte der Sandwichinseln weitläufiger vorführen, und andrerseits uns auf eine specielle Berücksichtigung aller jener einzelnen Machwerke einlassen, welche wie die ebenbezeichneten schwerlich einer weitern Beleuchtung bedürfen. — Nur auf eine dergleichen Erscheinungen mögen wir hier hinweisen, weil sie auch den Herausgeber der Quarterly Review wenigstens auf einige Zeit, zu irrigen Ansichten über die Sandwichmissionen verleitete.

Es wird unsern Lesern gewiß noch aus den Zeitungen erinnerlich sein, daß vor einigen Jahren (1825) die Leiche des in London verstorbenen Königs der Sand-

[1]) „So z. B. eine fast stehende Wendung, wenn von Hrn. Bingham (Missionär auf Oahu) die Rede ist: „Dieser Schuhmacher, der den Leisten verließ, um sich hier Geld zu erwerben u. s. w. Dann, eine Weissagung: „daß durch seine Wirthschaft nächstens eine Hungersnoth entstehen und dies zu einem Aufruhr u. s. w. führen werde.“

wichinseln, Riho=riho [1]), vom Schiffe Blonde unter Befehl des Lord Byron, eines Verwandten und zwar, wenn ich nicht irre, Bruders und Majoratserben des Dichters, nach den Inseln zurückgebracht ward. Unter den Begleitern des Lords waren Einige, welche auf dieselbe Weise, wie es eben durch die hier unten folgenden Belege erklärlich werden wird, üble Gerüchte wider die Missionäre in der Südsee aufgenommen und in England verbreitet hatten. Um ihren Versicherungen mehr Glauben zu verschaffen, hatten sie zugleich einen Brief des eingebornen Häuptlings und Guvernörs von Hawaii, des bekannten Boki, verbreiten lassen, worin sich derselbe über den Druck der Missionäre beschwerte. Dies mußte um so schlagender sein, als Boki und sein Bruder und Vorgänger in der Regentschaft, Karaimoku (bei Beechey Krymakoo, und nach der üblichen Namensvertauschung: Pitt genannt) sich immer sehr lebhaft um die Verbreitung des Christenthums bemüht und mit den Missionären in der nahesten Verbindung gestanden hatten. Der Herausgeber der Quarterly Review, unbe=

---

[1]) Hr. v. Kotzebue nennt ihn Lio=lio und indem er versichert, dies heiße „Hund aller Hunde," spricht er nun im Laufe der Erzählung immer, wie „der Hund aller Hunde sich langsam erhoben habe" u. s. w. Nach Ellis (Vindication p. 9.), der jahrelang auf den Inseln war und die Sprache der Eingebornen vollkommen spricht, heißt aber, 1) Lio nicht Hund, sondern Pferd, und 2) der König nicht Lio=lio, sondern Riho=riho, und dies so viel als: „die dunkeln oder schwarzen Himmel"!! — Ellis führt dies ausdrücklich an und setzt hinzu: Kotzebue soll nicht getadelt werden, weil er die Landessprache nicht versteht, sondern über etwas schreibt, zu dessen Verständniß er nicht die gehörige Sorgfalt anwandte," — Danach ist denn auch der von Kotzebue hergenommene „Hund aller Hunde" in Hassel's Australien p. 847. in „schwarze Himmel" zu verwandeln. —

kannt mit den nähern Umständen, der Sprache und der Vorstellungsweise der Sandwichinsulaner ließ daher den Brief mit einem Raisonnement abdrucken, und bei dem gewöhnlichen Publicum mußte derselbe für um so treuer gelten, als eine gewisse kindische Ausdrucks- und Schreibweise in dem Briefe nachgeahmt war. So heißt eine Stelle dieses Briefes: I am verey sorey to tell you, that Mr. Bingham, the head of the Misheneres is trieng evere thing in his pour to have the Law of this country etc. Dann war im Briefe selbst der Name Boki B o c k e y geschrieben u. s. w. Die Leute, welche den Brief fabricirt hatten, waren also 1) der Meinung gewesen, daß ein Anfänger in der englischen Rechtschreibung auf den Sandwichinseln das Ding gerade so machen würde, wie ein Kind in England, während ein Sandwichinsulaner, da sie von den Missionären zwar die englischen Buchstaben, aber die Aussprache derselben fast ganz nach unsrer deutschen Weise empfangen haben, wenn er hier z. B. hätte trying nach der Aussprache schreiben wollen, treiing geschrieben hätte; 2) hatten sie nicht bedacht, daß B o k i, ein ehemaliger Schüler von Ellis, seinen eigenen Namen sehr wohl zu schreiben wisse, und dazu nicht Buchstaben wie c und y nehmen würde, die in seiner Sprache gar nicht vorkommen; 3) aber, daß Boki überhaupt nichts vom Englischen verstehe, außer ein paar abgebrochene Worte, wie sie die Eingebornen von den Fremden aufzufangen pflegen. Daher er denn auch, als ihm später in Gegenwart von Zeugen der Brief selbst vorgelegt ward, denselben nicht e i n m a l l e s e n k o n n t e, und als er ihm darauf übersetzt wurde, höchst entrüstet einen ganz anders lautenden Brief in seiner Sprache schrieb.

Wenn nun auch dergleichen Unredlichkeiten bei ehrenwerthen und unterrichteten Leuten keinen Eingang finden können, so blieb doch immer die Frage übrig: was bringt denn eigentlich diese Leute dazu, sich solcher Unredlichkeiten aus heiler Haut schuldig zu machen, und in Bezug auf die Sandwichinsulaner fort und fort an diesem Gewebe von Intriguen und Verläumdungen zu spinnen? Wir werden nun zwar auch hier sehen, daß die mit der Regierung jener Inseln in nähere Berührung gekommenen Reisenden, wie Byron selbst (Schiff Blonde), Jones (Schiff Peacock) und Finch (Schiff Vincennes) dergleichen, man mögte sagen, Klatschereien mit Unwillen zurückweisen und eben so übereinstimmend mit den Berichten der Missionäre sind, wie die obenerwähnten Seefahrer in Bezug auf Tahiti. Allein die ganz sonderbare übereinstimmende Färbung dieser Berichte und dabei zuweilen die feste Ueberzeugung, womit einige Behauptungen, z. B. die obenerwähnte Weissagung, ausgesprochen sind, mußte den Unbefangenen am Ende doch irre machen und ich muß gestehen, daß ich namentlich durch folgende Stelle bei v. Kotzebue an der redlichen Gesinnung der Missionäre auf den Sandwichinseln zu zweifeln begann:

„Herr Stewart, gleichfalls Missionär, aber später hierhergekommen als Bingham, ist ein sehr gescheidter und vielseitig gebildeter Mann. Er würde unendlichen Nutzen stiften, aber Bingham, der sich auch in geistlichen Angelegenheiten die Oberhand angemaßt hat und durchaus will, daß Alles nur nach seinen Grillen gehe, hat ihn in seiner Wirksamkeit so zu beschränken gewußt, daß er außer Stande ist, für die Bildung dieser Insulaner etwas zu thun, wozu sein reger Eifer und sein heller Geist ihn auffordern und deswegen auch wieder weggehen will." (II. p. 142.)

Aus dieser Stelle ging doch einstweilen hervor, daß

v. Kotzebue nicht schlechthin gegen Alles, was Missionär ist, eingenommen sei, daß auf jeden Fall die Art, wie das Missionswesen von den amerikanischen Missionären der Sandwichinseln betrieben werde, selbst bei einem Missionär, der schon anderweitig als ein unbescholtener Mann und ausgezeichneter Schriftsteller bekannt war, Misbilligung fand. Auch stand ja die Stelle gar nicht als Relation eines Hörensagens im Texte, mit einem „er soll", oder „man sagt", sondern war hier mit der Zuversicht eines Ohren- und Augenzeugen niedergeschrieben und unmöglich durfte man doch einen Flottencaptän einer wissentlichen Lüge beschuldigen. Sehr begierig mußte man daher auf ein Werk sein, welches nun vor Kurzem in Amerika von eben diesem Hrn. Stewart erschien und seine letzte Reise nach den Südseeinseln enthielt, welche er als Schiffsgeistlicher in den Jahren 1829 und 30 mitgemacht hatte [1]).

Kaum hatte ich dies Buch erhalten, als mir beim ersten Aufschlagen desselben folgender Anfang von Herrn Stewart's Vorrede in's Auge fiel:

„Die Umstände, welche mich zwangen, i. J. 1825 den Sandwichinseln ein schmerzliches Lebewohl zu sagen, sind dem Publikum bekannt. Eine theilweise Herstellung der Gesundheit meiner Frau ist durch unsern Aufenthalt in den Vereinigten Staaten auch bewirkt; aber alle Aerzte untersagen uns die Rückkehr nach einem Tropenclima und alle Theilnahme an einer Lebensweise, welche mit Entsagungen verknüpft ist, wie die eines Missionär's. Es wurde daher wünschenswerth, daß ich zur Ausübung meiner Berufspflichten in einen Kreis außerhalb des Feldes meiner ersten Wahl träte."

---

[1]) Dies Buch in America in 2 Bden aufgelegt, erschien bald darauf in England in 1 Bde unter dem Titel: A Visit to the South Seas in the U.S.S. Vincennes etc. with notices of Brazil etc. By C. Stewart. M. A. London 1832.

Noch auffallender mußte dieser Widerspruch gegen K.'s Angabe erscheinen, als der Verf. im Laufe der Reisebeschreibung nach den Sandwichinseln selbst kommt und hier in der vertrautesten, innigsten Verbindung mit Hrn. Bingham lebt; als wir ihn eine ganz andre Schilderung von dem Zustande der Civilisation, der Schulen, des Handels, des Anbau's der Inseln, die Darstellung des liebevollsten und freiesten Verhältnisses zwischen König [1]), Häuptlingen und Missionären entwerfen, endlich aber auf die Auseinandersetzung eines Verhältnisses kommen sehen, das uns mit einem Male ein deutliches Licht auf jenes ganze Gewebe von Intriguen und Verläumdungen wirft.

Die bereits obenerwähnte günstige Lage der Sandwichinseln hat nämlich schon früh americanische und britische Ansiedler nach den Inseln, namentlich nach Honoruru, Haupthafen dieser Eilande auf der Insel Oahu, gezogen. So lange die Eingebornen ohne Christenthum und ohne Gesetz das Recht des Stärkern gelten ließen und gelten lassen mußten, sahen diese Leute sich in ihren Ansprüchen auf Boden und Besitz der Eingebornen, so wie in der Behandlung derselben durch nichts weiter beschränkt und gebunden, als worin ihnen Mangel an Gewalt, Anzahl oder sonstigen Mitteln, weiter zu greifen, Schranken setzte. Sie bauten Felder an, so viel sie konnten, benutzten den Ertrag des Bodens,

[1]) Kauikeaouli oder Tamehameha III. seit 1825 (nach Riho-riho, dessen Bruder er war). Cook fand nach der Entdeckung der Inseln (1778) den König Terriobu auf dem später (Jan. 1779) entdeckten Hawaii; (vergl. Forster's Ausgabe II. p. 204 ff.) — Ihm folgte Tamehameha (I.), nach Beechey (II. 411) der Neffe, nach King (bei Cook l. c. II. 218) Enkel Terriobu's, und als Tamehameha starb 1819, Riho-riho, (Tamehameha II.), Sohn des Vorgängers.

wie den ihrigen; wo der Eingeborne in den Weg trat, mußte er weichen und unstreitig wäre es mit der Zeit dahin gekommen, wohin es mit den unglücklichen Urbewohnern Amerika's gekommen ist, wäre der Zufluß von Colonisten verhältnißmäßig so zahlreich gewesen, wie auf den Ostküsten Amerika's, und andrerseits die Eingebornen nicht von Innen heraus nunmehr zu dem Bewußtsein des eignen Rechtes an den Boden ihrer Väter gelangt. Alle übrigen Verhältnisse, Krankheiten [1]), jene ewigen innern und so verheerenden Kriege [2]), die Gebräuche (Kindermord 2c.) und der tiefste sittliche Verfall mußte wie bei den Gesellschaftsinsulanern, hier noch um so verheerender wirken, als sie noch mehr dem schädlichen Einflusse fremder Laster durch stärkern Verkehr ausgesetzt waren und endlich erst i. J. 1820 die ersten Missionäre ihre Thätigkeit bei ihnen begannen. Indessen war das Volk bis zu diesem Jahre so tief gesunken, daß sich wenig Erfolg von den Missionen erwarten lassen konnte und Hr. v. Chamisso [3]) ausrufen mußte: „Noch sind keine Missionäre auf den Sandwichinseln angekommen, und wahrlich, sie hätten auch bei diesem sinnlichen Volke sich wenig Frucht zu versprechen.“ Je weniger also hier eine Wirkung der Missionäre zu hoffen war, je weniger hatten auch wohl die Ansiedler von dieser Seite etwas zu fürchten, und überhaupt mogte ihnen bei dem Begriffe Missionen so etwas vorschweben, wie

---

[1]) Cook (l. c. II. 192.) —

[2]) — „sie sind der Grund, weswegen hier die Bevölkerung zu dem urbaren Lande so gering ist,“ sagt schon Cook (l. c. I. p. 501.)

[3]) Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise in den Jahren 1815—18. p. 147.

was unter diesem Namen von catholischer [1]) Seite an den Westküsten America's den empörendsten Despotismus ausübt und ihnen also ganz homogen war, oder was sie von dem römisch-catholischen Kaplan der französischen Corvette Uranie (unter Freycinet 1819) gesehen oder gehört hatten. Dieser nahm nämlich auf die profanste Weise das Experiment einer äußerlichen Taufe, bereits in jenem Jahre an mehren Eingebornen, worunter jener Pitt (Karaimoku), ohne die geringste vorhergegangene Belehrung vor. Hr. Arago in seinen Briefen über die freycinetsche Reise, macht, wo er dies erzählt, die Bemerkung dazu: „Nachdem nun einige Geschenke mit Freycinet gewechselt waren, nahm der Minister Pitt (Karaimoku) Abschied, und versehen mit einem Paß in's Paradies ging er heim zu seinen sieben Weibern und um seinen Götzen zu opfern." Allein die Herren, welche mit auf dem Schiffe waren, hätten, wenn ihnen dieser Unfug mit dem Heiligsten scharf in's Auge fiel, ihn lieber verhüten sollen. Hätten nun die ein Jahr später nach den Inseln gekommenen evangelischen Missionäre unter Christenthum statt einer Umwandlung der innern Gesinnung ebenfalls die Aufpflanzung eines äußerlichen Cultus oder äußerlicher Ceremonieen verstanden, so hätten dabei allerdings Knechtschaft, Despotismus und Willkühr bestehen können und jene Ansiedler also auch von dieser Seite nichts zu fürchten gehabt.

Nun aber zeigte sich wider alle Erwartung die Verkündigung der reinen evangelischen Lehre auf den Sand-

---

[1]) Es soll hiermit durchaus kein Vorwurf auf die catholische Kirche im Allgemeinen gewälzt werden, sondern nur auf jenes jesuitisch-amerikanische Unwesen, welches keine Gemeinschaft mit italienischem Catholicismus geschweige mit deutschem haben kann.

wichinseln von den auffallendsten Folgen begleitet. Jene Häuptlinge, Karaimoku und Boki, erkannten in der christlichen Lehre etwas ihre bisherige Gesinnung und Lebensweise Umbildendes; das bisher lockere und willkührliche Verhältniß zwischen Könige, Häuptlingen und Unterthanen gewann an Festigkeit und gesetzmäßiger Bestimmtheit und die Landesregierung, im Bewußtsein des Rechtes an ihren Boden, fing an, gegen jene Ansiedler ihr Recht in sofern geltend zu machen, als sie ihnen bisherige Mishandlungen zwar vergab und den einmal verjährten Grundbesitz einräumte, für die Zukunft aber das Verhältniß zwischen Eingebornen und Fremden gesetzlichen Bestimmungen unterwerfen wollte. Allein von dergleichen Gesetzen wollten die Ansiedler schlechthin nichts hören und es währte bis zum Jahre 1827, bevor der König es durchsetzte, in seinem eigenen Lande Mord, Diebstahl und Ehebruch gesetzlich zu verbieten und eine Strafe wider den Verbrecher zu verhängen [1]. Die Ansiedler drohten mit Aufruhr und protestirten wider alles Gebundensein an dergleichen Festsetzungen. Als außerhalb America's und Englands befindlich behaupteten sie, den Gesetzen jener Länder nicht unterworfen zu sein, und als Fremde auf den Sandwichinseln unter einer wilden Menschenrace könnten sie von dieser Seite durch keine andern Bestimmungen beschränkt sein, als was sie selbst unter sich ausmachten. Jemehr aber jene Wilden ihrer Wildheit entwuchsen, je häufiger und nachdrücklicher mußten sich auch die Versuche zu jener Einführung von Gesetzen wiederholen und die Ansiedler begannen nun ihre Waffen gegen diejenigen zu kehren,

---

[1]) Stewart l. c. p. 326.

welche sie als die eigentlichen Urheber ihrer vermeintlichen Beschränkung erkennen mußten, — gegen die Missionäre.

Diese wurden ihnen nun der eigentliche Dorn im Auge. Bei den europäischen Reisenden, welche, der Landessprache unkundig, in den von ihnen gehaltenen Wirthshäusern sich mit ihnen zuerst in Verbindung setzten, wurde nun das erste Gespräch auf die „tolle Wirthschaft der Missionäre" gelenkt, und namentlich bei Engländern, deren Regierung die Sandwichinseln unter Schutz genommen hat, der Verdacht erweckt, als ob die Missionäre politische Zwecke zu Gunsten der americanischen Regierung im Auge hätten. Daher wir denn auch Seefahrer dieses Landes, welche wir ganz gerecht von den Missionären Tahiti's sprechen hören, zu Ungerechtigkeiten gegen diese verleitet sehen. Ja, man ging so weit, diejenigen, welche sich sonst bei den Missionären selbst eine deutlichere Ansicht der Sache hätten erwerben können, zu warnen, sich ja nicht „in ihren Kreis ziehen zu lassen," und ihnen alle Handlungen und Reden der Missionäre als die versteckteste Heuchelei zu verdächtigen. Wenn dann das europäische Schiff die Anker gelichtet und die Reisenden versprochen hatten, daheim in den Reiseberichten „den Heuchlern ihr Unwesen gehörig einzureiben," so hatten jene ihren Zweck erreicht und waren um so zuvorkommender und dankbarer gegen neue Reisende, als ihnen Diese nun schon berichten konnten, wie treu solche Versprechen bereits erfüllt wären, und wie die Sache schon den erwünschten Scandal gegeben habe [1]).

---

[1]) So mußten wir in Europa lesen, die Missionäre predigten von nichts weiter als von der Jungfrau Maria und deren unbe-

In wiefern ein solches Verhältniß hemmenden oder fördernder Einfluß auf die Wirksamkeit der Missionäre, ausübte die schon genug mit der Verderbtheit der Eingebornen zu kämpfen hatten, wird sich der Leser selbst sagen können. Allein zu den bezeichneten Leuten, unter denen sich allerdings namentlich in neuster Zeit würdige Ausnahmen gefunden haben, gesellt sich noch ein andres Uebel. Hr. Capt. Beechey sagt (l. c. p. 432.):

„Eine Anzahl träger und ausschweifender Seeleute, misvergnügt auf ihren Schiffen, bleibt hier gewöhnlich zurück, lebt in den öffentlichen Häusern, bis Geld und Kleidung verzehrt sind, oder hängt sich an Weibspersonen und fällt so auf jeden Fall den Einwohnern, die sie ernähren müssen, zur Last. Diese Menschen thun der niedern Klasse von Eingebornen unendlichen Schaden, indem sie dieselben zur Unmäßigkeit, Unzucht, Trägheit und allen Arten von Lastern verleiten: was an und für sich schon hinreicht, allen Arbeiten der Missionäre bei Verbreitung von Religion und Sittlichkeit entgegen zu wirken!" —

Welch ein unerschütterliches Vertrauen zu der Kraft des einfachen Evangeliums auf andre Völker müssen wir gewinnen, wenn wir dennoch sehen, daß es sich die Herzen jenes Volkes gewann!!

Diese wenigen Bemerkungen mögen zur Erklärung desjenigen hinreichen, was wir nunmehr aus dem Werke des Hrn. Stewart mitzutheilen beabsichtigen. — Die

---

fleckter Empfängniß, „daß es" (— nach dem unten zu erwähnenden Horton James —) nichts helfe, ehrlich zu sein, sondern, man müsse sich unbedingt den Missionären unterwerfen, sonst käme man in eine Grube, die mit den Knochen kleiner Kinder ausgefüllt wäre." — Man sage nicht, ich sollte mich schämen, dergleichen Gewäsch noch zu wiederholen, haben doch Blätter wie der London Courier u. a., dies als ein Zeugniß wider die Missionäre abdrucken lassen und nur unsre Staatszeitung hat sich geschämt, als sie Hrn. Horton James Bericht mittheilte, jene Stellen mit zu übersetzen.

americanische Regierung sandte durch jenes Schiff, Vincennes, Instructionen für ihren Consul in Honoruru und der Captän Finch, Befehlshaber des Schiffs, hatte zugleich den Auftrag, nachdrückliche Mahnungen an diejenigen unter den Ansiedlern ergehen zu lassen, welche ursprünglich americanische Unterthanen seien. Die darüber gepflogenen Verhandlungen, Briefe der Häuptlinge und des Königs, des amerikanischen Consuls, des Capt. Finch, des Secretär's des americanischen Flottendepartements ꝛc. sind Hrn. Stewart als Documente für sein Buch zur Publication mitgetheilt, wodurch das Werk also um so wichtiger wird.

Kurz vor Ankunft der Vincennes in Honoruru, October 1829, hatte sich ebenfalls ein Fall ereignet, der die Ansiedler wieder zur Opposition reizte und zu Gewaltthätigkeiten von ihrer Seite geführt hätte, wäre nicht eben dieses Schiff beruhigend dazwischen getreten. Nach einer alten Gewohnheit auf der Insel wurde ein Thier, welches in das Gehege eines Landbesitzers brach und die Pflanzung verheerte, getödtet, später aber pflegten die Eingebornen das Thier gegen eine Vergütigung zurückzugeben, während die Ansiedler fortfuhren, jedes eingebrochene Thier eines Eingebornen niederzuschießen. Um die erwähnte Zeit war die Kuh eines Ansiedlers mehre Male in das Gehege eines Eingebornen gedrungen, und dieser hatte sich erlaubt, das Thier bei seinem Fraße zu stören, es hinauszutreiben und, da es wiederkehrte, endlich einzusperren. Der Ansiedler holte sich das Thier wieder, aber statt einer Vergütigung erhielt der Eingeborne in diesem Falle nur Drohungen und böse Worte, weil er das Thier eingefangen. Die Kuh kehrte aber nichts desto weniger wieder, und der Eingeborne endlich

erzürnt, schoß sie an, worauf sie hinausstürzte und endlich fiel. Sobald der Ansiedler es erfuhr, ritt er zu der Wohnung des Insulaners, mishandelte ihn, band ihn hinter sein Pferd und schleifte ihn eine Strecke lang bis zur Stadt, wo endlich ein andrer Eingeborner vor Mitleid hinzusprang und den Strick abschnitt, dennoch aber der Halbtodte wieder ergriffen und eingesperrt ward [1]).

Der König und seine Häuptlinge erlaubten sich, diese Handlungsweise des fremden Mannes ungerecht zu finden und ein Edict zu erlassen, welches sich mit unter den Documenten findet [2]) und worin folgende Stelle steht:

„Dies nun ist der Weg, Gerechtigkeit zu erlangen: Wenn ihr einen Menschen für schuldig haltet, so sollt ihr ihn nicht gleich bestrafen, sondern warten, bis wir einen Rath halten. Dann, haben wir ihn für schuldig befunden, werden wir euch den Ersatz geben; ihr aber sollt nicht übereilt den Menschen mishandeln. Und das stellen wir für euch Alle fest, daß, ein Thier zu verwunden, nicht gleich geachtet werden kann, dem, einen Menschen zu verwunden, da der Mensch das Haupt über alle Thiere ist," — — „Dies ist unsre Mittheilung an euch Alle, ihr Väter aus den Ländern, von wo die Winde kommen. Habt Mitleid mit einem Volke armer Kinder, sehr klein und jung, welche noch in geistiger Finsterniß sind, und helft uns, recht zu thun und zu folgen dem, was für das Beste dieses Landes ist."

Das also muß eine „wilde Menschenrace" Leuten aus dem civilisirten Europa und Amerika zurufen!!

Das Edict ist überschrieben: Kauikeaouli, König, Kaahumanu, Regentinn. Boki, Guvernör und 9 andre Häuptlinge. — Hatten diese nun schon das Wagestück gemacht, so etwas aufzusetzen, so gingen sie darin noch

---

[1]) l. c. p. 328. — [2]) l. c. p. 333.

weiter, es drucken und, da die Eingebornen großen Theils bereits lesen konnten [1]), es verbreiten zu lassen. Man sandte die Abschrift zur Missionspresse. Die Missionäre aber, die Folgen erwägend, machten anfangs Bedenklichkeiten. Die Häuptlinge bestanden auf den Druck; die Redlichern unter den Ansiedlern riethen aber den Missionären freundlichst, wenn sie für ihr eignes Beste bedacht wären, nicht zu drucken. Aber ungeachtet dessen fanden sie es gegen ihre Grundsätze, aus Menschenfurcht der Landesregierung ohne hinreichenden Grund den Gehorsam zu versagen. Das Edict wurde gedruckt, ist datirt: Oahu, 7. Oct. 1829, Captän Finch landete den 2. Oct. auf Hawaii, den 13. auf Oahu (s. dessen Bericht unten).

Wir dürfen uns aus Mangel an Raum nicht noch auf andre ähnliche Vorfälle einlassen, welche, eben so empörend, aus den beigefügten Briefen hervorgehen, verweisen aber einen Jeden, der sich einen klaren Blick in diese Verhältnisse auf den Sandwichinseln zu verschaffen wünscht, auf das Werk selbst und kehren daher unsrerseits zu der obigen Stelle bei Hrn. v. Kotzebue in Rücksicht auf Hrn. Stewart zurück. In einem eignen Kapitel nimmt derselbe Bezug auf Kotzebue's Bericht und wir mußten uns sehr wundern, darin Folgendes zu finden:

„Ich bin weit davon entfernt zu glauben, daß die Berichte, welche jene Herren gegeben haben, die Fabrikate ihres Geistes sind. Unglücklicherweise werden die Besucher dieser Inseln nur zu wenig in die Nothwendigkeit versetzt, ihre eigne Erfindungsgabe zu versuchen. Ein Ueberfluß von Dingen dieser Art ist, längst zubereitet, schon immer in stehendem Vorrath und ich

---

[1]) Wir sehen diese ärgerliche Eigenschaft, das „Pala Pala,“ daher schon in Hrn. v. Kotzebue's Berichten immer sehr mitgenommen und lächerlich gemacht.

zweifle gar nicht, daß jene Herren die Namen derjenigen nennen könnten, von denen sie empfingen, was sie wiedergaben. Wären ihre Nachrichten über die Sandwichinseln in voller Ueberzeugung des Herzens niedergeschrieben, so müßten sie die Schuld auf sich laden, daß sie verkehrt geurtheilt hätten oder von ihrer Umgebung belogen wären, mit der äußersten Vernachlässigung der leichten Mittel, die ihnen zu Gebote standen, sich persönlich zu überzeugen. Jeder einsichtsvolle Besucher jenes Platzes wird sich überzeugt halten, daß jene Herren, statt ihre Notizenbücher mit Thatsachen anzufüllen, die sich vor ihren Augen zutragen, mit Begierde nach dem Sagen und Hörensagen höchst vorurtheilsvoller und übelgesinnter Leute haschen. Ich schreibe dies nicht mit unbesonnener Feder nieder. Ich selbst habe einen thatsächlichen Beweis davon gehabt."

Dieser wird weitläufiger erzählt und dann fortgefahren:

„Capt. Kotzebue verließ die Sandwichinseln bei seiner Rückkehr nach Rußland wenige Tage vor meiner Einschiffung nach England und den Verein. Staaten i. J. 1825. In seiner „Neuen Reise um die Welt" spricht er von den Missionären, von ihrem Einflusse und ihrem Charakter in einer sehr beleidigenden Weise und versichert, daß meine beabsichtigte Abreise durch die unvernünftigen und tadelnswerthen Maßregeln meiner Collegen, besonders des Hrn. Bingham veranlaßt sei, indem ich den Zweck, für welchen ich mein Vaterland verlassen hätte, auf diese Weise verfehlt sähe. Ich würde durchaus nicht im Stande sein zu muthmaßen, nach welcher Autorität eine solche Versicherung gegeben sei, hätte sich mir nicht kurz zuvor Folgendes ereignet: Während Capt. Jones 1826 in Oahu war, gab ihm ein Herr denselben Grund meiner Abreise von der Mission an und begründete dies mit der Versicherung, daß er einen Brief von mir erhalten habe, worin ich ihm dasselbe gemeldet. Kurz vorher hatte aber Capt. Jones selbst einen Brief von mir an einen der Missionäre auf den Georgsinseln gesehen, worin ich ganz andre Gesinnungen und Ansichten ausgesprochen hatte. Er äußerte dies jenem Herrn und bat denselben, ihm doch gefälligst einmal seinen Brief sehen zu lassen. Dieser versprach es auch, sagte aber später, er habe ihn verlegt und könne ihn nicht fin-

den. Die Sache ist aber, daß ich meinem besten Wissen nach in meinem ganzen Leben nicht an jenen Herrn geschrieben habe, weder vor noch nach meiner Absegelung von den Inseln. In Verbindung mit diesem Umstande war es mir nicht schwer, den Paragraphen in der Schrift jenes Reisenden zu erklären. Hätten Hrn. v. Kotzebue aber keine andren Mittel zu Gebote gestanden, so würde er eine bessere Autorität über diesen Punct in einem der angenehmsten und gebildetsten seiner Officiere gefunden haben, dessen scheidende Worte nach einem herzlichen Segenswunsche waren: Reminiscaris interdum mei, qui in tua domo familiaque se inter quos habet carissimos in patria, reductum putabat."

„Hr. Bingh. ist der Gegenstand besondrer Beschimpfung in dem Werke des Hrn. v. K. und ich würde meinem eigenen Herzen Ungerechtigkeit thun, wenn ich diese Gelegenheit nicht benutzte, meine besondre Hochachtung vor seinem Charakter auszusprechen. Daß er ein Mann von ungemeiner Einsicht, von trefflicher Bildung und von sehr vielseitigen und praktischen Kenntnissen ist, muß Jeder, der ihn nur irgend kennt, zugestehen, während diejenigen, welche ihn näher kennen, wohl von der Freundlichkeit und Milde seines Herzens wissen. Sein Fehler in den Augen seiner Verläumder kann nur der sein, daß er sich unbedingt mit allen seinen Kräften dem Unternehmen hingegeben hat, worin er gegenwärtig thätig ist: — der wahrhaften Bekehrung und sittlichen Verbesserung der Insulaner."

„Herz und Bildung, wie sie jene Missionäre besitzen, sollten sie wenigstens vor einer verächtlichen Behandlung schützen. Aber selbst, wären sie in dieser Hinsicht weniger begabt, als sie es sind, so sind ihre Grundsätze, ihr persönliches Beispiel, ihre Wirksamkeit und ihr Streben doch von der Art, daß, was jetzt auch für Urtheile über sie gefällt werden, man sie einst doch unter die Zahl derjenigen rechnen wird, deren die Welt (solcher Beobachter) nicht würdig war und die Drapperie, welche Herr v. K. um mich herumhängt, muß, insofern sie im Relief zu solchen Männern steht, statt einer Hülle des Wohlwollens, stets als ein Abzeichen der Schmach auf mir lasten."

Diese Stelle stand nun einmal da und war von einem Manne geschrieben, der die obige bei Herrn v. K. am Besten mußte beurtheilen können. Ich glaubte daher, es der Gerechtigkeit schuldig zu sein, in der Dezembersitzung (1832) „der berliner Gesellschaft für Erdkunde,“ wo, wie ich erfuhr, bereits vor längerer Zeit Hrn. v. Kotzebue's Bericht über die Missionäre vorgelegt war, und ich gegenwärtig Hrn. Stewarts „Visit to the South Seas“ vorzulegen im Begriff war, auch auf diese Stelle aufmerksam zu machen. Mir selbst erschienen übrigens damals die Verhältnisse auf den Sandwichinseln noch nicht so klar, wie jene auf Tahiti, und ich hatte also auch einstweilen bloß die Absicht, hierbei auf diesen einen, jedenfalls verdächtigen Widerspruch aufmerksam zu machen. Indeß war gerade um dieselbe Zeit auch der bereits oben erwähnte Bericht in der hiesigen Staatszeitung, wiewohl leider nicht vollständig, aus dem „londoner Courier“ abgedruckt und dieser, so wie einige andre Mittheilungen erregten in mir Bedenklichkeiten, welche zu folgendem Vortrag in derselben ehrenw. „Gesellschaft für Erdk.“ (Februarsitzung 1833) Veranlassung gaben:

Als ich in der vorletzten Sitzung der Gesellschaft Hrn. Stewart's Reise nach der Südsee vorzulegen die Ehre hatte, führte ich daraus die Widerlegung einer speciellen Anklage des Hrn. v. Kotzebue gegen Hrn. Bingham und einige andre Stellen an, weil sie namentlich des Hrn. v. Kotzeb. Nachrichten über das Missionswesen auf den Sandwichinseln zu widersprechen und die gemeinsame Quelle derselben in der hinreichend begründeten üblen Gesinnung der britisch-americanischen Ansiedler erklärend nachzuweisen schienen. Es war nicht die Absicht, das ganze Verfahren der Missionäre verthei-

digen zu wollen. Um ihre, Jahre lang an Ort und Stelle geprüfte, Verfahrungsart gründlich beurtheilen zu wollen, dazu gehört einerseits, wie der Capt. Beechey bemerkt, der darauf auch sein Urtheil bescheidet, mehr als eine vorübergehende flüchtige Beobachtung, andrerseits eine mit Kenntniß der Landessprache unterstützte Autopsie.

Die Sache ist indeß wichtig für das Interesse der geographischen Wissenschaften; einmal unmittelbar, weil es sich fragt, ob hier das rechte Licht auf den Zustand dieser Südseeinseln geworfen werde. Sodann aber auch mittelbar. — Es betrifft hier nicht die Handlungsweise einzelner Privatleute. Die Missionäre der Sandwichinseln stehen unter der Aufsicht einer öffentlich autorisirten Gesellschaft, des nordamericanischen Missionsvorstandes in Boston, welcher die Pflicht hat, über sie die Controlle zu führen. Könnte dieser auch, wie jede menschliche Institution, in der Wahl seiner Organe und dem Verfahren derselben getäuscht werden, so fällt doch der Vorwurf auf ihn zurück, wenn er ein solches Unwesen, wie es geschildert wird, ein ganzes Jahrzehend lang duldet. Die Sandwichinseln selbst stehen durch den Wallfischfang, den Pelzhandel und die Chinafahrten namentlich mit Amerika in viel zu stetiger Communication, als daß die Gesellschaft nicht jederzeit Kunde von daher erhalten könnte. Mit den Missionären muß also auch zugleich diese Gesellschaft angeklagt werden. Allein auch hiermit ist die Sache nicht abgethan. Jene Gesellschaft handelt keineswegs abgeschlossen für sich, sondern alle jene Vereine bestehen, obwohl sie verschiedene Namen tragen, doch mit auffallender Einigkeit neben einander und, wie jedes Heft des Missionary-Register lehren kann, eine be-

kümmert sich sehr wohl um das genaueste Detail der Thätigkeit und Wirksamkeit der andern. Zuweilen sind abgeordnete Reisende in den verschiedenen Theilen der Welt zur Inspection der bestehenden Missionen und die Berichte aller übrigen Reisenden, selbst der unbedeutendsten Gegner, werden von den Behörden der Gesellschaft mit der größten Gewissenhaftigkeit geprüft. Ist also über den North American Board of Missions der Stab zu brechen, so muß dies auch in Bezug auf die übrigen geschehen, da sie nicht mit Unkunde zu entschuldigen sind und doch das Verfahren jener in den öffentlichen Schriften billigen. Wichtig ist also der Gegenstand, denn die Missionen in ihrer Gesammtheit haben für die Sprachen- und Völkerkunde gegenwärtig eine Bedeutung erlangt, die Keinem, in welchem Theile dieser Wissenschaften er auch arbeite, mehr unbekannt sein kann. Immer weiter vom Kap aus über den Oranjefluß nach dem Innern von Afrika, wo die Büchsen und Musketen der Holländer es einst und so lange vergebens versuchten, dringen die Missionärstationen vor, wie jene an der Westküste in Liberia alljährlich größere Bedeutung erlangen; immer größer wird ihre Wirksamkeit auf den westindischen Inseln und der Erfolg lehrt täglich, daß die Feindseligkeit der Ansiedler dort nur aus dem knechtischen Princip des Sklavenhandels herfließt, dem die Missionen, wenn gleich nur mittelbar, entgegentreten; immer weiter gegen Tibet hin dehnen sich die Schulanstalten der britischen Missionen in Indien aus, und ein Bischof dieses Landes hat bereits i. J. 1824 auf die Höhe des Himalajah in Almorah als Missionärstation hingewiesen. Das Bischofscollegium in Calcutta, in dem Naturwissenschaften und Sprachenkunde blühen, das Collegium in Serampur, das

Seminar in Vepery bei Madras und viele andre Anstalten Indiens und Ceylons, auf deren literarische Betriebsamkeit nicht bloß die öffentlichen Blätter der Gesellschaften, sondern fast jedes Heft des Asiatic Journal den aufmerksam machen kann, dessen Beschäftigung Sprachen- und Völkerkunde ferner liegen: — dies Alles sind Anstalten aus dem Geiste und den Mitteln der Gesellschaften theils gegründet, theils zur Blüthe gebracht. Das chinesische Collegium in Malacca unter dem Einfluß des Dr. Morrison erstreckt seine Wirksamkeit über immer mehr Individuen, der Name eines Gützlaff, über den bereits unsre Zeitungen berichtet haben, dürfte bald in der siamesischen Literatur denselben Ruf erlangt haben, wie ihn Morrison in der chinesischen längst besitzt, und der jüngst verstorbene Rask in Kopenhagen erkannte in seinen Reiseberichten über den Orient die hülfreiche Unterstützung nicht nur der Missionäre in Bengalen und auf Ceylon, sondern auch derer in den kaukasischen Ländern für seine linguistischen Beobachtungen und Arbeiten an. Ist die Südseeacademie auf Eimeo auch erst im frühsten Entstehen, so zeigt doch schon der glückliche Erfolg bei den bisher aufgenommenen Insulanern, sie zu Lehrern für das übrige Polynesien zu bilden, zu welchem bedeutenden Werke mit ihr der Grund gelegt ist. Eine solche Gesammtheit von Instituten, die sich nur durch freiwillige Beiträge erhalten, welche letztere sich dennoch nach dem letzten Jahresbericht auf über 600,000 L. St. oder nah an fünftehalb Millionen Thaler belaufen und für welche Beiträge den Mitgliedern kein andrer Genuß erwächst als eben nur das Bewußtsein, beigetragen zu haben; Institute, die nicht wie ein St. Simonismus eine vorübergehende Erscheinung sind, sondern seit Jahrhunderten bestehen, wenn gleich ihre Ausbreitung auch

jetzt erst mit dieser fast geometrischen Progression im Steigen ist; Institute, die auch andrerseits nicht mit den Orden des Mittelalters verglichen werden können, denn kein Rhodus oder Malta, kein Palästina, Preußen oder Liefland ist von ihnen mit der Schärfe des Schwertes erobert, und zum Unterhalt ihrer Mitglieder ergiebig gemacht, noch hat sonst eine politische Macht ihren starken Arm für sie ausgestreckt: — eine solche Gesammtheit von Instituten darf auch wohl die Aufmerksamkeit dessen auf sich ziehen, der sie nur als historische Erscheinung und den aus ihrer Literatur für Sprachen-, Völker- und Erdkunde überhaupt herfließenden Betrieb von Ziegenbalg bis auf Ellis betrachtet. Die Sache ist also wichtig genug, um der Untersuchung werth zu sein. Findet sich am Ende derselben, daß die Missionäre auf den Sandwichinseln schuldig sind, so muß Alles gethan werden, um die Sache noch mehr in's rechte Licht zu setzen, damit einem Unheile gesteuert werde, das Hunderttausende in's Elend führt, wenn nicht, — so dürfte wohl etwas schonender mit der Ehre von Männern umgegangen werden, die ihr Leben daran geben, dem geistigen Heile wilder und durch die Sittenlosigkeit seefahrender Europäer mehr als durch ihre eigene Wildheit unglücklich gemachter Völker zu dienen. Denn es handelt sich hier nicht von einem irrthümlichen, sondern geradehin verbrecherischen Verfahren. — Als ich in der vorletzten Sitzung Hrn. Stewart's Reise vorlegte, — welches Werk, ich wiederhole es noch einmal, unter Autorisation der american. Regierung jene officiellen Berichte der Seebeamten mittheilt, war ich fest von der Unschuld der Missionäre überzeugt. Im Verlaufe späteren Gesprächs jedoch waren in mir einige Zweifel über vorgebrachte Thatsachen

entstanden und namentlich hatte die gefällige Hinweisung des Hrn. von Chamisso auf einen Artikel in d. Staatsztg. mancherlei Zweifel in mir erregt. Dieser Art. sollte von einem Manne herrühren, der von religiösem Interesse beseelt selbst früher an den Missionen Theil genommen hätte und durch anklagende Berichte über den heilsamen Gang derselben in Zweifel gerathen, zu eigner Anschauung der Sache die Reise unternommen, wovon sein Bericht das Resultat lieferte. Auf weiteres Nachforschen fand sich der Art. im londoner Courier als Auszug aus einem Pamphlet. Allein bei der ersten Vergleichung dieses Blattes mit der Staatszeitung mußte man schon bedauern, daß der deutsche Uebersetzer, vielleicht aus Schonung, die bösesten Stellen nicht mitübersetzt hatte, weil diese so übertrieben und abgeschmackt sind, daß sie augenblicklich ein Vorurtheil gegen den Verfasser erweckt haben würden. Ich bat indeß einen Freund in London um die Zusendung der Broschüre selbst und einige Auskunft über den Verfasser, und trug ihm, da er in einem solchen literarischen Kreise lebt, worin ihm Quellen darüber hinlänglich zufließen können, jene neuen Zweifel wider die Missionäre vor. Ich glaubte hierbei den Punct hinsichtlich der Abnahme der Bevölkerung übergehen zu können. Es ist bekannt, wie es mit dieser Behauptung steht; daß eine Depopulation dieser Inseln seit ihrem ersten Erscheinen auf den Seekarten der Europäer Statt gefunden hat, liegt zu Tage, aber es würde eben nur einen Mangel an Kenntniß der Geschichte dieser Inselwelt verrathen, wenn man dies aus dem Einfluß der Missionäre herleitete. Von den vier Originalangaben, die wir z. B. über die Bevölkerung von Tahiti haben, ist die erste von Cook nicht nach einer Zählung sondern nach Gutdünken gemacht, indem er

die an den volkreichen Rändern der Inseln sich zeigenden Indianer für Grund genug hielt, ihre Zahl auf über hunderttausend anzuschlagen, wogegen die zweite oder eigentlich erste Zählung des Capt. Wilson v. J. 1798, ehe noch also ein Missionär dahin kam, nur eine Volksmenge von 16,000 ergab. Hatten nun bis dahin die von den Europäern ihnen gebrachten Krankheiten und Laster, besonders die Pocken, die Lustseuche und die Trunksucht, furchtbare Verheerungen unter ihnen angerichtet, so sah man doch bald, daß Cook sich getäuscht hatte. Nun hat aber Capt. Wilson glücklicherweise seine Art zu zählen detaillirt angegeben. Er hat einige Dorfschaften gezählt und darnach die andern abgeschätzt und es findet sich dabei, daß er Stellen mitgezählt hat, die ganz unbewohnt oder wenig bevölkert waren. Die dritte genauere Zählung rührt von den Missionären her und zwar vor dem Jahr 1813, also zu einer Zeit, wo noch kein Tahitier sich zum Christenthum bekannte und die Missionäre äußerlich noch ohne allen Einfluß waren. Sie ergab nur 8000 Menschen. Vom J. 1814 her, als König Pomare sich öffentlich für's Christenthum erklärt hatte, datiren sich erst Vorkehrungen und Einrichtungen unter dem Einflusse der Missionäre und, da Tahiti gegenwärtig nach dem Briefe der Königinn Pomare I an den Präsidenten der Vereinigten Staaten gegen 10,000 Einwohner zählt, so sieht man, daß die Bevölkerung wieder im allmäligen Wachsen ist. (Wie sehr es übrigens noch jetzt nöthig ist, darauf zu wachen, daß die Mannschaften dort anlegender Schiffe jene Inseln nicht mehr wie bisher als die öffentlichen liederlichen Häuser der Südsee ansehen, geht daraus hervor, daß in der Instruction des Capt. Beechey von Seiten der Admiralität ein Paragraph vorkommt,

wo ihm geboten wird, dergleichen Unfug zu verhüten, und daß der wahre, (ob von Beechey nicht erfahrene oder verschwiegene?) Grund von dem Anfall des Matrosenhaufens auf Hrn. Bingham's Haus der war, daß sie diesen für den Urheber jener polizeilichen Maßregeln hielten, welche sie hinderten, mit viehischer Gier über die weibliche Bevölkerung von Honoruru herzufahren). — Aehnlich steht es mit der Bevölkerung der Sandwichinseln, von der übrigens, so viel ich weiß, noch nicht einmal eine Abnahme mit irgend einer Zahlenangabe behauptet ist.

Ich fragte auch nicht an, wie man den Insulanern z. B. ein so strenges Sonntagsgesetz geben könne, daß sie an diesem Tage sogar kein Feuer anmachen dürften; dergl. Dinge erklären sich bei näherer Localkenntniß immer sehr bald. Da z. B. die Sandwichinsulaner überhaupt nicht alle Tage kochen, sondern die an gewissen Tagen gekochten Speisen hinstellen und kalt verzehren, so darf man den Umstand, daß sie zu diesem Kochtage nicht gerade den Sonntag nehmen, auch wohl nicht höher anschlagen, als wenn bei uns Werkstätten und Läden geschlossen werden, wiewohl nach englischer und americanischer Landessitte ja bekanntlich die Sonntagsfeier überhaupt strenger ist als bei uns. Haben einige arme Insulaner die Sache misverstanden und nun überhaupt sich geweigert, den Ankömmlingen in Honoruru Feuer anzuzünden, so kann nach diesen nicht das ganze Volk beurtheilt werden. Dergleichen Misverständnisse kommen ja auch bei uns vor und es ist nicht Alles mit einem Male zu erreichen. Hr. v. Kotzebue dürfte übrigens in unsern kleinen Elementar- oder Dorfschulen leicht Gelegenheit zu eben so viel spottendem Witz finden, wie er über das Pala Pala und b e be der Sandwichinsulaner oder darüber ausläßt, daß die Tahitier auf dem Bauche liegend ihre Bücher laut lesen.

Dagegen berichtete ich, daß folgende Angaben bedenkliche Zweifel erregten. Hr. Bingham solle aus seinem Gewerbe so viel Gewinn gezogen haben, daß er in einem wahren Palaste wohne, dessen Mobilien, ja getäfelter Fußboden und Thüren in America verfertigt seien und daß er zwei Töchter nach Neu York gesandt habe, um sie dort auf theure Kosten erziehen zu lassen. Dies stimme nicht mit der Vorstellung, die man von einem christlichen Missionär nach den Vorbildern eines Schwarz unter den Tamuliern, eines Georg Schmidt unter den Hottentotten oder eines Egede unter den Grönländern habe, es gebe vielmehr großen Vorschub der zweiten Beschuldigung, nach welcher sich die Missionäre ihre Amtshandlungen theuer bezahlen ließen und ihre Bücher den Eingebornen zu hohen Preisen verkauften. Man argwöhne ferner, Herr Stewart habe nur aus Zartgefühl und Schonung gegen die Missionäre die Krankheit seiner Frau als Grund seines Abgangs von Hawaii untergeschoben. Endlich werde behauptet, die Missionäre unterdrückten die Industrie absichtlich und hätten dadurch die Nation zu einem Zustande der Armuth und des Mangels gebracht, daß sie dem Hungerstode nahe sei. Eine Angabe, deren Inhalt an und für sich nicht wohl zu begreifen ist, weil sich gar kein selbstsüchtiger Zweck für die Missionäre dabei denken ließe, überdies auch nicht recht zu dem Gelderpressen stimmt, da sie dann ja ihrer eignen Absicht zuwider handelten.

Mein Freund, aus der Vergleichung sämmtlicher Nachrichten von der Unschuld der Missionäre rücksichtlich der obigen Beschuldigungen überzeugt, hat meinen Wunsch nicht besser erfüllen zu können geglaubt, als indem er meinen Brief dem Hrn. Ellis, Verf. d. Polynesian Re-

searches einhändigte. Hr. Ellis hat demnach geantwortet und ich erlaube mir, die auf den fraglichen Gegenstand bezügliche Stelle der Antwort vorzulesen:

„London, 26 Austin Friars, 3. Jan. 1833.“

* * * * *

„Während wir jedes Gefühl von Aufrichtigkeit an denjenigen schätzen, die absichtslos eben so unwahre wie beleidigende Nachrichten verbreiten, so sollten wir andrerseits ihre Angaben mit großer Vorsicht aufnehmen und unsre eigne Entscheidung so lange zurückhalten, bis wir die sorgfältigste Untersuchung angestellt haben. Sind die Missionäre Leute von den Grundsätzen der Bibel, so muß ihr Character desto vortheilhafter erscheinen nach der strengsten Untersuchung; sind sie es nicht, so muß, je mehr dies entdeckt wird, es um so besser sein für alle Parteien. Allein meist sind die Beschuldigungen der Missionäre so sich selbst widersprechend, daß sie dieselben nur in den Augen derer beleidigen, welche bereits ein Vorurtheil gegen sie haben.“

„Zu diesen Bemerkungen veranlaßte mich das Durchlesen Ihres Briefes und, ohne irgend einen andern Beweis zu suchen, möge man jene Ankläger fragen, wie es doch möglich war, daß die Missionäre als ein schwacher Haufe von acht oder zehn Personen, unbewaffnet mit ihren Frauen und Kindern — fremd unter einem Volke fremder Sprache — ohne Geld, sich etwa das Wohlwollen der eingebornen Herrscher zu erkaufen — ohne Gewalt oder Einfluß von Seiten ihres eignen Landes — und trotz aller möglichen Opposition, welche ihre eignen Landsleute, mit einigen würdigen Ausnahmen gegen sie halten, in der kurzen Zeit von 10 bis 11 Jahren, im Stande gewesen seien, zu einem Zustande des Elends, wie er beschrieben wird, ja bis zum Hungerstode 150,000 bis 200,000 Menschen zu bringen, einen von seinem Volke geliebten und unterstützten König, der stets von einer Anzahl Lieblinge unter den Häuptlingen und einem Corps von Volk umgeben und durch die Fruchtbarkeit des Landes im Wohlstande erhalten ist, zu zwingen, in einer indischen kleinen Wohnung zu leben, während die Missionäre in einem

Palast wohnen, und alle Arten von Industrie unterdrücken; — man möge Solche fragen, wie es möglich ist, daß Hr. Stewart selbst ein sehr geachteter Mann und doch solcher Falschheit schuldig sein könne, deren man ihn anklagen muß, wenn die von ihm publicirten Nachrichten über das Betragen der Missionäre und die Ursache seines Abgehens von den Sandwichinseln unwahr sind."

„Es ist sehr zu beklagen, daß jene ehrenwerthen Herren von denen, bei welchen sie eine Auskunft über die Sandwichinseln suchten, so sehr misleitet sind, daß sie so beleidigende Aussagen über den Ruf des Hrn. Bingham und die Ehre der Hawaiination machen können, ganz im Gegensatz zu den umständlichen, authentischen und unwiderlegten Zeugnissen des Hrn. Stewart und der Captäne und Officiere der americanischen Flotte, welche die Inseln besuchten. Viele von den Beschuldigungen, welche Sie anführen, konnte der Reisende nicht aus persönlicher Kenntnißnahme herleiten. Er konnte nicht persönlich wissen, ob Hr. Bingham reich oder arm sei, auch nicht, mit welchen Kosten er seine Töchter, (falls dies gewesen wäre) nach Neu York gesendet hätte. Er konnte auch nicht persönlich wissen, daß die Eingebornen ihm für die Trauungen oder andere Functionen seines Amtes unter ihnen bezahlten. Diese Berichte muß er von Andern gehört haben, und wenn er sie glaubt, so ist er auf das Gröblichste getäuscht. Die Missionäre der Sandwichinseln sind Leute, welche das Zutrauen und die Hochachtung ihrer Mitchristen in jedem Theile der Welt verdienen. Es sind einsichtsvolle, kunst- und gewerbsinnige, uninteressirte fromme Leute, welche sich der Förderung der Erziehung und christlichen Erkenntniß unter dem Volke mit ganzer Seele gewidmet haben. In diesen Arbeiten sind sie durch den göttlichen Segen außerordentlich erfolgreich gewesen. Hr. Bingham besonders aber hat sich das Misfallen vieler fremder Ansiedler in Honoruru und einiger Reisenden zugezogen hauptsächlich, wenn nicht lediglich, wegen seiner anhaltenden Bestrebungen um den Ausübungen eines Lasters zu steuern, welches bei der Ankunft der Missionäre, auf schamlose Weise bis zu einem Grade getrieben ward, wie es Wenige, die Bewohner jener Inseln selbst ausge-

nommen, glauben würden. In jeder Hinsicht halte ich den Character des Hrn. Bingham für untadelhaft und sein Betragen für unbescholten. Er hat, so wie die übrigen Missionäre das unbedingte Vertrauen der Nordamericanischen Missionsgesellschaft und der Christen seines Vaterlandes, wo das Ganze ihres Verfahrens sehr wohl bekannt ist, nicht nur aus den Berichten der Missionäre, sondern aus den Nachrichten der Feinde wie der Freunde. Auch ist er nicht weniger von Christen in England geachtet, welche hinreichende Mittel haben, um sich genaue Kunde über die Eilande zu verschaffen."

„Die Anklagen gegen Hrn. Bingham ergeben sich nun aber als durchaus ungegründet. Es ist falsch, daß er in einem Palaste wohnen soll, während der König in einer inländischen Hütte wohnt. Capt. Finch, Befehlshaber der americanischen Fregatte, welche die Inseln besuchte, als Hr. Stewart zuletzt dort war, bestätigte mir selbst, als ich ihn im letzten Sommer sprach, die von Hrn. Stewart in seiner Visit to the South Seas bekannt gemachten Nachrichten über den Styl und den Glanz der königlichen Hauseinrichtung und bis zu dieser Zeit wohnte Hr. Bingham in dem kleinen hölzernen Hause, dessen Wände, Fußboden und Dach von jenem Schiffe aus America mitgebracht waren, welches die Missionäre im J. 1819 nach den Inseln brachte. Die Erklärung, daß der König arm sei in Vergleich zu Hrn. Bingham ist zu absurd, als daß sie einer ernsten Widerlegung bedürfte. Die Missionäre werden noch fortwährend von der Gesellschaft unterstützt, von der sie ausgesandt wurden und was sie auch erhalten, selbst als Geschenke von den Eingebornen oder befreundeten Reisenden muß zur Bestreitung der Kosten der Mission angewandt und für die Gesellschaft berechnet werden." —

„Herr Bingham sandte vor einiger Zeit nicht zwei, sondern eine Tochter nach America, auf Kosten der Gesellschaft, nicht nach Neu York, sondern zu einer achtungswerthen Dame, einer Schwester der Mistress Bingham, welche in Hartford, in der Provinz Connecticut, wohnt. Weder Hr. Bingham noch irgend einer der Missionäre fordert oder empfängt irgend eine Bezahlung für die Vollziehung einer Trauung oder andrer

Amtshandlung. Es ist wahr, sie lehren das Gebot Gottes: „Du sollst nicht ehebrechen" und streben dahin, der Unzüchtigkeit, dem Spiel und der Trunkenheit Einhalt zu thun, und die Wirkung ihres Unterrichts, indem sie die Häuptlinge bewegen, diese Laster zu verbieten, ist die wahre Ursache des größten Theils der Verläumdungen, welche man reichlich genug auf sie geworfen hat."

„Nichts kann falscher sein, als die in Ihrem Briefe angeführte Verdächtelung, als hielten Zartgefühl und Milde Hrn. Stewart zurück, den wahren Zustand der Mission bekannt zu machen, und daß die Krankheit seiner Frau eine bloße Entschuldigung seines Abganges von den Inseln sei. Die entschiedenen Zeugnisse der englischen Aerzte, welche Mistress Stewart nach London begleiteten, und der americanischen Aerzte könnten dies bezeugen, wenn es nöthig wäre, um zu zeigen, daß ihr Abgang von der Insel die einzige Weise war, in welcher Hoffnung ihrer Genesung blieb. Der schmerzliche Verlauf hat die Richtigkeit ihrer Ansicht bestätigt hinsichtlich der Nothwendigkeit eines Climawechsels, obgleich auch dieser nicht im Stande gewesen ist, eine Heilung zu bewirken. Mrs. Stewart starb nach einem längern Hinkranken in Schwachheit und Schmerz vor drei Monaten nach Hrn. Stewarts letzter Rückkehr aus der Südsee."

„Es ist keine neue Beschuldigung gegen die Missionäre, daß ihre Ankunft auf den Inseln den Boden unfruchtbar, die Einwohner träg und elend bis zur Hungersnoth gemacht habe, obgleich der Thatsache nach die Nation seit jener Zeit in jeder Art vorgeschritten ist. Dies geht mit dem klarsten Beweise hervor aus dem Zeugnisse Sr. Herrl. des Lord Byron, der die Inseln als Befehlshaber von Sr. Maj.'s Schiff, der „Blonde", besuchte, ferner aus dem Briefe des americanischen Consuls an den Capt. Finch in der officiellen Mittheilung an die americanische Regierung, und endlich aus Hrn. James Mittheilung, den Niemand als verdächtig einer Parteilichkeit für die Missionäre betrachten wird. Als die Missionäre ankamen, besuchten kaum 20 Schiffe die Inseln im Laufe eines Jahrs und Nahrungsmittel waren höchst selten und theuer. Hr. James hingegen giebt in seinem Pamphlet eine Liste von 120 in d. J. 1830

eingelaufenen Schiffen und setzt die Preise der Nahrungsmittel an, welche ungewöhnlich wohlfeil sind. Rindfleisch 6d (5 Sgr.), Ziegen- und Hammelfleisch 2d (1½ Sgr.), Schweinefleisch 3d (2½ Sgr.) das Pfund. Pataten 2sh (20 Sgr.) der Scheffel, Bananas 6d (5 Sgr.) für einen Büschel von 36 Pfund. Andre Arten Nahrungsmittel waren eben so wohlfeil. Hr. James giebt auch eine Liste jener Schiffe, welche zum Hafen von Honoruru gehörten; diese beläuft sich auf die Fracht von 2890 Tonnen, worunter 5 von der Größe von 70—230 Tonnen Last sind, welche den Häuptlingen gehören. Die meisten, wenn nicht alle, hier aufgeführten Schiffe haben die Häuptlinge seit der Ankunft der Missionäre angekauft. Der Besitz derselben, — die zunehmende Nachfrage nach den Erzeugnissen des Landes zur Versorgung der jetzt alljährlich an den Inseln landenden Schiffe und die Wohlfeilheit, womit Nahrungsmittel zu haben sind — widersprechen nur zu stark dem Bericht über „die Unterdrückung jeder Art von Industrie" und jenes „bis zum Hungertode Heruntergekommensein," welches behauptet ward."

„Hinsichtlich weitrer Beweise dieser Thatsachen kann ich nichts Besseres thun, als Sie auf Stewart's „Visit etc." zu verweisen Capt. Finch, der die Vincennes befehligte und im letzten Sommer London besuchte, versicherte mir, daß alle Documente von ihm, wovon Hr. Stewart für sein Werk eine Abschrift erhalten hätte, von den Inseln an die Regierung der Vereinigten Staaten gemacht seien, bevor er noch je von den Beschuldigungen gehört hätte, die man gegen die Missionäre erhoben habe. Sie haben Hrn. Stewart's Werk, und ich kann sie mit keinen authentischeren Angaben versehen, als namentlich Capt. Finch's officielle Berichte sind, besonders sein Rückblick auf die Reise.

„Sie verlangen eine Auskunft hinsichtlich Herrn Horton James, den sie höflich genug mit Titel und Anrede eines Baronets beehren. Er ist ein junger Mann, der in Verbindung mit andern übrigens achtungswerthen Kaufleuten steht. Er machte neulich eine Reise nach Neusüdwales und den Sandwichinseln. Die auf dieser Reise gemachte Erfahrung, meint er, würde eine zweite ebendahin noch gewinnreicher machen, als die erste gewesen ist, und um nun Andre zu bewegen, sich mit

ihm zur Erlangung eines Schiffes rc. zu verbinden, hat er einen Brief in Form einer Broschüre drucken und privatim vertheilen lassen, worin er die Bildung einer Actiengesellschaft vorschlägt, um mit einer Niederlassung auf den Sandwichinseln anzufangen. Am Schlusse des Briefes, der also gar nicht in den Buchhandel gekommen ist, hat er eine Anzahl niedriger, ungegründeter Beschuldigungen gegen die americanischen Missionäre angehängt, welche eine so große Aehnlichkeit mit den Ihrigen tragen, daß es sehr natürlich ist, sie auf eine gemeinschaftliche Urquelle zurückzuführen. Hr. James sandte Exemplare seines Pamphlets an die Herausgeber der londoner Blätter und diese, feindlich gegen die Missionäre, machten daraus die Beschuldigungen bekannt. Die Art, wie diese Angaben von Andern hier aufgenommen wurden, werden Sie aus dem Blatte sehen, welches ich Ihnen hier beilege. Der Herausgeber des „Patrioten," der schon früher auf seinen utopianischen Vorschlag hingewiesen hatte, bezieht sich in der Nummer, die ich Ihnen beilege, auf die Beschuldigungen der Missionäre. Wäre dies Pamphlet nicht als zu unbedeutend angesehen worden, um überhaupt die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so würde es bereits in einer unsrer Reviews beleuchtet sein."

„Ich lege Ihnen auch, besonders wegen der im Appendix beigefügten Briefe, des verstorbenen Hrn. Orme's „Vertheidigung" und meine „Vindication of the Polynesian Missions," zugleich die letzte Nummer des Americ. Missionary Herald bei, worin eine Uebersicht des Fortschritts der Missionsthätigkeit auf den Sandwichinseln sich befindet. rc. rc." * * * „Ich bin"

„mein theurer Herr"

„aufrichtig der Ihrige,"

„W. Ellis,

Secret. d. Ausw. d. london. Miss. Ges."

So weit Hr. Ellis. — Das Weitere der angeführten Documente kann hier in der kurzen Zeit nicht mitgetheilt werden und ich muß daher auf den nächstens erscheinenden deutschen Druck derselben verweisen. Ich wiederhole noch einmal, daß es nicht meine Absicht ist,

jede Handlungsweise der Missionäre vertheidigen zu wollen, vielmehr glaube ich, daß ihr Unternehmen das Loos aller menschlichen Unternehmungen und Anstalten theilend, Mangelhaftigkeit verrathen wird. Was ich für wünschenswerth hielt, ist lediglich das audiatur et altera pars.

Als Belege zu den in Bezug auf die Sandwichinseln auseinandergesetzten Verhältnissen theilen wir nun noch zwei Documente mit; das eine für die Frage, ob der Handelsverkehr mit den Sandwichinsulanern im Steigen oder Fallen sei, das andre in Bezug auf das Verhältniß zwischen Ansiedlern, Eingebornen und Missionären:

I.

„Consulat der Ver. Staaten für die Sandwichinseln,
Honoruru (Oahu) 30. Oct. 1829."

„Die Sandwichinseln sind für unsre Schiffe, welche des Wallfischfangs wegen an die Küste von Japan gehen, von solcher Wichtigkeit, daß ohne einen Platz von gleicher Bequemlichkeit und vortheilhafter Lage unsere Fischerei an Japan sehr beschränkt werden würde. Auch die Wichtigkeit der Sandwichinseln für Schiffe mit Fracht von der Westküste Nord- und Südamerica's nach China oder Manila hat sich in den letzten Jahren vollkommen erprobt; die Zahl solcher Fahrzeuge, welche diese Inseln besuchen, ist jährlich im Wachsen, und sie erhalten hier jeglichen Vortheil zur Ausbesserung, Einnahme frischer Lebensmittel u. s. w. und gewöhnlich einen Absatz derjenigen Theile ihrer Ladungen, welche seit ihrer Abfahrt von der Küste Westamerica's nicht verkauft wurden. Diese Schiffe nehmen gewöhnlich von den Inseln eine Fracht Sandelholz für Canton oder Manila ein, welches allein schon hinreicht, sie nach diesen Inseln zu ziehen. — Der Handel der Vereinigten Staaten in Bezug auf die Sandwichinseln kann unter 5 Hauptpunkte gebracht werden, nämlich 1) diejenigen Schiffe, welche direct von den Verein. Staaten nach diesen Inseln und von dort nach

China und Manila und wieder zurück nach America mit Sandelholz fahren; 2) diejenigen Schiffe, welche nach der Nordwestküste bestimmt sind des Pelzhandels wegen, hier auf ihrer Hinfahrt gewöhnlich anlegen und überwintern, auf jeden Fall aber bei ihrer Rückkehr nach den Verein. Staaten über China hier anhalten; 3) diejenigen Fahrzeuge, welche auf ihrem Lauf von Chili, Peru, Mexico oder Californien nach China Manila oder Ostindien hier wegen Ausbesserung oder Erfrischung anhalten, um Fracht zu bekommen oder kleine Ladungen los zu werden; 4) diejenigen Fahrzeuge, welche hiesigen amerikanischen Ansiedlern gehören und zum Handel nach der Nordwestküste, nach Californien und Mexico, nach Canton und Manila gebraucht werden; 5) diejenigen Fahrzeuge, welche zum Wallfischfange an der Küste von Japan dienen und hier halbjährlich anlegen. — Die 1. Klasse von Schiffen, welche diese Inseln jährlich besuchen, mögen sich auf 6, ihr Tonnengeld auf 1800, und der Werth der Fahrzeuge und Ladungen auf 320,000 Dollars belaufen. Bei der 2. Klasse die Zahl auf 6, das Tonnengeld auf 1000, und der Werth der Schiffe und Ladungen auf 250,000 Dollars. Bei der 3. Klasse die Zahl auf 8, ihr Tonnengeld auf 2500, und der Werth der Fahrzeuge und Ladungen auf 500,000 Dls. Bei der 4. die Zahl auf 6, ihr Tonnengeld auf 1000 und jener Werth auf 200,000 Dls. Bei der 5. Klasse die Zahl auf 100, Tonnengeld auf 35,000, der Werth auf 4 Millionen. So beläuft sich der Handelsverkehr der Verein. Staaten mit den Sandwichinseln jährlich auf 125 Schiffe, geschätzt auf 40,000 Tonnen und ihr Werth auf 5,270,000 Dls. Diese Abschätzung ist nach der Durchschnittszahl der Schiffe, welche in den letzten 3 Jahren hier ankamen, gemacht. Betrachten wir, daß noch vor wenigen Jahren die Existenz der Sandwichinseln nicht bekannt war und sie kürzlich nur noch von wenigen Schiffen auf der Fahrt nach der Nordwestküste America's besucht wurden, bloß um hier Jams oder Pataten zu kaufen, und daß nun zu diesem entfernten Winkel der Erde 40,000 Tonnen americanischer Schiffsfracht kommen, mit der Aussicht, daß in nicht langer Zeit diese Zahl sich verdoppeln wird, so können wir schließen, daß die Sandwichinseln für den Handel der Vereinigten

Staaten in diesen Meeren noch unendlich viel wichtiger werden müssen. — — Der jährliche, wenn nicht halbjährliche Besuch eines unserer Kriegsschiffe an diesen Inseln scheint durchaus nothwendig und würde ohne Zweifel von den besten Vortheilen begleitet sein, indem dadurch unser Handel in diesen Meeren Schutz, Beistand und Sicherheit erhielte. — Für diese Station würde eine Kriegsschaluppe hinreichen, und würde es so eingerichtet, daß sie in den Monaten März, April und Mai und wiederum im Oct. und Nov. hier anlegte, so würde das Gewünschte vollkommen erreicht werden."

„Genehmigen Sie ꝛc."

„John C. Jones."

II.

„Dem ehrenw. Secretär des Flottendepartements in Washington."

„Nach einer fast dreijährigen Abwesenheit von Hause im Dienste an den Westküsten Südamerica's glaubte ich bei der Heimkehr einer sichern Ruhe entgegen zu gehen, ebenso wie die Schiffsgesellschaft, bei welcher die Zeit ihrer Verbindlichkeit abgelaufen war. Die Befehle, zu einer neuen, weiten Fahrt aufzubrechen, waren daher unerwartet und sehr unwillkommen. Dazu war ich durchaus nicht vorbereitet und es lag nicht in meinen Wünschen, Insulaner zu besuchen, deren sittlicher Character verändert und ursprüngliche Züge bald im Verschwinden waren, — ob zur Besserung? war eine Frage, welche ich durch einen vorübergehenden Besuch und kurzen Ueberblick zu lösen nicht im Stande zu sein glaubte. Dann fühlte ich einen Widerwillen in Umstände versetzt zu werden, die mich als Partei in die verschiedenen Berichte verwickeln könnten, welche meiner Regierung und dem Publicum über jenes Volk gemacht waren, und ich fürchtete, daß Unordnungen bei unserm Handel oder den Wallfischfängern und Verwicklungen mit den Eingebornen mich zu einer Einmischung auffordern könnten, welche, wenn ausgeübt, wahrscheinlich den Forderungen nicht genügen würde. Außerdem hatte ich von der Feindseligkeit gehört, welche von fast allen fremden Ansiedlern an jenen Plätzen, wo sich Lehrer des Evangeliums oder Missionäre niedergelassen haben,

gehegt werde. Kurz, ich versprach mir weder Annehmlichkeit, noch rechte Wirksamkeit, und unternahm die Reise daher mit wirklichem Unbehagen. Nun aber, da sie zurückgelegt ist, fühle ich mich erfreut und blicke fast mit Verwunderung auf jene ohne Grund gefürchteten Schwierigkeiten zurück. — — Meine Reise ist ohne andre als Vorfälle erfreulicher Art ausgeführt; meine Einmischung zu der ich aufgefordert ward, war mit Milde durchzuführen, die Zwecke unserer Regierung sind, wie ich hoffe, erreicht und ohne Zweifel werden spätere Schiffsführer, welche vielleicht gleiche Pflicht zu erfüllen haben, die guten Wirkungen davon verspüren. Meine Berichte an die Regierung insgesammt werden zeigen, was ich ausgeführt habe, meine Meinung über viele Punete darlegen und den unausbleiblichen Mangel an Verordnungen und Gesetzen zeigen, unter denen ich zu handeln hatte. Dies ist bereits von meinem Vorgänger, Captän Jones (Schiff Peacock) deutlich dargelegt. — Die außerordentlich erhöhte Stufe der Ausbildung der Sandwichinsulaner in Betreff der Civilisation, Religion und des Schulunterrichts, ist so allgemein bekannt und zugestanden, daß ich es unterließ, eben so ausführliche Angaben darüber zu geben, wie über Nukuhiva, Tahiti und Raiatea. Ihr gesittetes Benehmen, ihr Briefwechsel, ihre Geschäftsverhandlung mit mir lassen sie im rechten Lichte erscheinen und werden unsere Regierung in den Stand setzen, sie zu beurtheilen, ohne daß ich ein Wort zu Gunsten derselben hinzufüge. Sie stehen darin noch über den Gesellschaftsinsulanern, sind aufgeklärt, nach Maßgabe mit ihren eigenen Interessen bekannt, fähig sie zu erweitern und sich des Werthes bewußt, als Volk eine Geltung zu haben. Ihre indolente Lebensweise, ihre freundliche Nachgiebigkeit misleitete aber das Urtheil von Leuten, welche ihnen daher Ansprüche auf Einsicht und die Fähigkeit, sich selbst zu leiten und zu regieren, absprachen. Da sie nun aber einmal jene Einsicht wirklich erlangt haben und sich der Vortheile, welche ihnen ihre Oertlichkeit gewährt, bewußt geworden sind, so fällt ein solcher Einwurf von selbst. Nun dazu beizutragen, daß sie immer mehr emporgehoben und unterrichtet, immer mehr sich ihres eignen Vermögens bewußt würden, sollte den unter ihnen wohnenden

Fremden eben so viel Freude gewähren, als es ihnen die eigne Politik gebieten sollte. Allein ich habe mich überzeugt, daß sie dies weder wirklich thun noch überhaupt einmal wollen. Im Gegentheil verfolgen sie kurzsichtig einen Weg, worauf sie nur ihre unmittelbarsten Vortheile und Gewinne im Auge haben, ohne Rücksicht darauf, ob ihre Nachfolger durch ihre gegenwärtige Verfahrungsart Sicherheit, Ruhe und Glückseligkeit davontragen werden. Die Herren, welche jetzt auf den Sandwichinseln sind, vergessen, daß die Eingebornen nicht mehr dieselben nackten, ununterrichteten Geschöpfe sind, welche sie zuerst vorfanden, und bei dieser Vergessenheit, gleichviel ob absichtlich oder nicht, behandeln sie dieselben ganz, wie einst, und verachten ihre Ansprüche auf Kenntniß und erhöhte Bildung. Die menschliche Natur kann aber nicht, und die Häuptlinge werden nicht, länger eine solche Anmaßung und Ungerechtigkeit ertragen. Je mehr die Achtung und Wichtigkeit der Häuptlinge und des Volks durch freiwillige und edle Rücksichtsnahme der Fremden gegen sie wächst, je größer wird ihre eigene Sicherheit werden. Wie wollen sie sich fortdauernd der Gastfreundschaft der Eingebornen erfreuen, sich auf große Verpflichtungen und Verbindlichkeiten mit ihnen einlassen und von ihnen verlangen, dabei die größte Ehrlichkeit gegen sie zu beobachten, wenn sie dieselben auf verächtliche oder gleichgültige Weise behandeln? — Und so ist doch das sich widersprechende Verfahren, welches ich beobachtet habe."

„Ich begreife nicht, worin die Ansiedler einen gerechten Grund zur Klage über die Regierung der Sandwichinseln finden könnten. Sie geben vor zu glauben, daß alle Maßregeln derselben von den Missionären herrührten. Der Meinung bin ich nicht. Ohne Zweifel sind diese in ihrer Stellung als Lehrer von Einfluß; aber ich glaube, daß derselbe auch so beschränkt ist, wie er es in diesem Verhältnisse nur sein kann. Außer in einem Falle, wo sie die Regierung in grobe Misgriffe sich verirren sähen, zweifle ich, ob ihre Stimme gehört werden würde. Es ist eine höchst beklagenswerthe Thatsache, daß der Widerwille gegen die Missionäre von Seiten der Ansiedler auf das Streben hinausgeht, die Anstrengungen zu lähmen, welche die Eingebornen auf so

löbliche Weise machen, um sich der Unterstützung und des Vertrauens der fernen und aufgeklärten christlichen Nationen würdig zu zeigen, und dieser eine Umstand wird in Zukunft das Anlegen unsrer Schiffe daselbst für die darauf befindlichen Officiere sehr unangenehm machen. Die ewigen Klagen über die Missionäre sind im höchsten Grade lästig und stehen in solchem Widerspruch mit dem Betragen der Letztern selbst, daß ich die Umsichtigkeit und Zurückhaltung derselben nur mit Bewunderung bemerken konnte. Sie drangen meiner Aufmerksamkeit niemals Gründe oder Ursachen auf, welche sie zu Klagen haben konnten, noch bemerkten sie die ihnen gezeigte Opposition, wenn ich sie nicht ausdrücklich dazu aufforderte.

„Eine ähnliche Widersetzlichkeit, wie sie sich gegen diese Missionäre zeigt, würde sich ohne Zweifel auch auf ähnliche Personen von jeder andern Confession ausdehnen. Unsre Landsleute stimmen nicht alle in Bezug auf die besondere Art der Religion überein und sehr weislich und heilsam mischt sich unsre Regierung darin nicht. Allein alle diejenigen, welche die Inseln des stillen Meers des Handels wegen besuchen, werden davon überzeugt sein, daß durch die Einführung des Christenthums, in welcher Form es auch sei, immer eine solche Ordnung der Dinge herbeigeführt wird, wodurch ungebührliche Vorzüge ausgeschlossen, persönliche Sicherheit hergestellt und die Eingebornen auf gleiche Stufe mit ihren Nebenmenschen gestellt werden. Warum nun aber die Sandwichinsulaner durchaus in einem Zustande tieferer Knechtschaft und Abhängigkeit von unsrer Habsucht und unsern Launen gehalten werden müßten, als diejenigen, welche bei uns von unterem Stande sind, sehe ich durchaus nicht ein. Sind die Insulaner der Belehrung, welche sie empfangen, oder der sittlichen Schranken, welche ihnen dadurch aufgelegt werden, überdrüssig, so haben sie Zungen zu sprechen und Hände zu handeln, und urtheilt man nach dem Frühern, so darf man nur schließen, daß sie recht wohl sprechen und handeln würden, hätten sie zu Dergleichen Ursache."

„So viel Freundschaft und Verständigkeit sprach sich in dem Betragen der vornehmen Insulaner gegen uns aus, daß ich es mir kaum denken konnte, unter einem, noch so kürzlich heid-

nischen, Volke zu sein. Verschiedenheit der Sprache und der Hautfarbe allein erinnerten mich daran. Diese Ansichten mögen von dem, was meine Vorgänger noch vor wenigen Jahren berichteten, weit abweichen, allein eine Zwischenzeit von drei Jahren macht hier wunderbare Veränderungen zum Bessern, eine sorgfältige und treu berichtete Beobachtung wird uns aber über dieselbe belehren. Der jetzige König wird bei vorgeschrittenen Jahren, wie ich fest überzeugt bin, ein Segen des Volkes sein; seine Wirksamkeit aber in hohem Maße davon abhängen, wen er zum Theilnehmer seiner Macht und Sorgen wählt."

„Meine verschiedenen Mittheilungen an die Regierung werden hoffentlich ihre Aufmerksamkeit auf diese Inseln und die dort wohnenden americanischen Ansiedler richten. Der Protest der Kauf- und Handelsleute auf Hawaii wider die in meinem Publicat ausgesprochenen Grundsätze, wird eine Berücksichtigung erfordern. Er ward aufgesetzt während meiner kurzen Abwesenheit von Hawaii, aber in meinem Briefe vom 22. Nov. wies ich schon darauf hin. Die dort vorgebrachten Gründe sind unhaltbar, die Sprache ungeziemend und übereilt, die Angaben ungegründet, ihre Verdächtelung boshaft und in jeder Hinsicht unverständig. In einem Athem sprechen die Unterzeichneten unsrer Regierung die Jurisdiction ab und — rufen wieder ihren Schutz an; verhöhnen ein Departement unsrer Regierung mit Unwissenheit, vertheidigen das Betragen aller Arten von Leute, welche nach den Inseln kommen;[1]) beziehen Dinge auf sich, die wahrscheinlich gar nicht auf sie abgesehen waren, sprechen beleidigend und verläumderisch von den Missionären und geben vor, daß die „Vincennes" nichts weiter geleistet habe, als „den dummen und argwohnslosen Insulanern eine Religion auflegen helfen" — ohne sich der vorhergehenden Dankbriefe an mich für Dienste in Bezug auf ihre Taschen zu erinnern!

Heißt, ein Consulat von unsrer Seite errichten, nicht, daß ein solches nun dieselbe Controlle über unsre Bürger innerhalb seines Bereichs führen solle, welche die Regierung der Verei-

---

[1]) Vergl. die angeführte Stelle bei Beechey (oben S. 88.)

nigten Staaten über diese Bürger daheim führt? Wie können sie also öffentlich erklären und darauf bestehen, daß unsre Regierung keine Controlle über Handlungen zu führen habe, welche auf den Sandwichinseln ausgeübt würden. — Die Angaben der Unterzeichneten, daß sie nunmehr „für ihr Leben und Eigenthum" zu fürchten hätten, sind aus der Luft gegriffen. — Der Brief [1]) stellt keine höhere Gewalt in die Hände der Eingebornen, als ihnen zukommt; auch begreife ich nicht, wie derselbe irgend eine Religionssecte begünstige. Die Protestgeber werden darin ja eben so wenig aufgefordert, die Religion der Insulaner jetzt anzuerkennen und zu befolgen, als zu der Zeit, wo diese noch Götzendiener waren. — —

Um anderweitigen Argwohn einer Begünstigung der Missionäre von meiner Seite zu vermeiden, bemerke ich bei dieser Gelegenheit, daß ich zur bischöflichen Kirche gehöre [2]).

Ich habe in meinen Berichten eine Theilnahme für Nukuhiva [3]) ausgesprochen und der Lage dieser Insel noch einen entschiedenen Vorzug vor den Gesellschaftsinseln eingeräumt. Ich bin überzeugt, daß sie einen vorzüglichen Platz für unsern Handel abgiebt und einst gewiß die Nebenbuhlerinn von Oahu werden wird. Der natürliche Tact und die Lebendigkeit der Nukuhiver sind noch auffallender wie bei den Sandwichinsulanern. Ihre natürliche Lage muß, wenn nicht am Ende ein Verkehr durch den Isthmus erreicht wird, die der Sandwichinseln für den Handel um Kap Horn hinum bei Weitem übertreffen und ich hoffe fest, daß der gegenwärtige glückliche Augenblick ergriffen werden wird, den Nukuhivern Wohlthaten und uns selbst Handelsvortheile zu verschaffen.

Die neue und ungehörige Weise, in welcher auf Oahu

---

[1]) nämlich der Regierung der Ver. Staaten an den König und die Häuptlinge der Sandwichinseln, überbracht von der Vincennes. — [2]) die Missionäre der Sandwichinseln gehören ihrer speciellen Confession nach (in Bezug auf ihre Grundsätze für Kirchenordnung) zu den nordamerikanischen Congregationalisten, welche den Presbyterianern sehr nahe stehen. — [3]) Die größte der Washingtoninseln 140° westl. von Greenwich, 8° 50′ südl. —

Schiffseigenthum von einem Individuum auf ein anderes, jedes von verschiedenen Nationen, übertragen wird, und die Ausdehnung der Licenz, unter welcher hier gesegelt wird, verdient Berücksichtigung. Diejenigen, welche an die Küste von Mexico und an die Nordwestküste gehen, beklagen sich über die Behandlung der Behörden: ich kann nicht genau sagen, mit wievielem Rechte, glaube aber, daß auch hier die Sache ihre zwei Seiten habe. Ich fürchte, daß manche von diesen Schiffen, welche hier zwischen den Inseln verkehren, aus Mangel an Papieren überhaupt oder an gültigen, wenn sie auf ein dort regelmäßig kreuzendes Schiff stießen, eine ganz gehörige Prise für dasselbe abgeben dürften. Es ist ganz gewöhnlich, Schiffe bei den Sandwichinseln zu sehen, die keinen Namen auf dem Hintertheil haben, und andre, wo der Name abgeändert ist, mit einem Mischmasch von Schiffsvolke und andern Umständen, die sonstwo sehr ungewöhnlich sind. — Die verschiedenen Klagen, welche mir auf Oahu gemacht wurden, überzeugen mich, daß große Unordnungen bei diesem abgelegenen Handelsverkehr vorkommen. Die Strenge, welche hier gegen das Schiffsvolk ausgeübt wird, ist durchaus ungesetzlich, weit härter als bei der Marine und in den meisten Fällen unüberlegt; andrerseits erfordert aber auch die Verderbtheit und Liederlichkeit der Matrosen ohne Zweifel oft eine Strenge von sehr nachdrücklicher Art. Wie diesem Allen abzuhelfen sei, ist die Frage. Das schwankende Verhältniß und das Umgehen der Gesetzlichkeit bei den Schiffsmannschaften sind die Hauptübel, welche entfernt werden müssen. Capt. Jones (Schiff Peacock) hat bereits weitläufiger davon gesprochen. — — Ueber den Werth des Eigenthums americanischer Kaufleute auf Oahu oder der ihnen anvertrauten Güter kann ich keine genaue Angabe machen; doch glaube ich nicht, daß es über 80 bis 100 Tausend Dollars hinausreicht. — — Ich habe in diesen Bemerkungen mich aller historischen oder traditionellen Notizen enthalten, da dies bereits weitläufiger in zahlreich publicirten Werken geschehen ist."

„Ehrfurchtsvoll"

„W. C. B. Finch."

Die Unordnungen deren Capt. Finch in dem letzten Theile dieses Berichts erwähnt, übersteigen in den abgelegensten und am Wenigsten besuchten Theilen der Südsee alle Vorstellung und sind besonders in dem Südwestviertel dieses ungeheuren Oceans, wo die Eingebornen noch ganz in dem frühern Zustande der Wildheit sind, zu furchtbaren Greueln ausgeartet. So geht z. B. aus einer Verordnung der Regierung von Neusüdwales (v. 16. April 1831) hervor, daß Europäer zwischen Neuseeland und Neusüdwales einen eigenen Handel — mit getrockneten Menschenköpfen, wie sie die Eingebornen an der Cooksstraße zu präpariren pflegten, in Flor gebracht hatten. Zu welchen Handlungen die Aufbringung eines solchen Artikels ein Volk wie die Neuseeländer verleiten mußte, läßt sich leicht begreifen. Es geht nicht klar hervor, wer eigentlich die Consumenten dieses Artikels gewesen seien. Für europäische Naturaliensammler scheint die Sache zu sehr in's Große gegangen zu sein und es ist daher wahrscheinlich, daß Eingeborne andrer Inseln oder Neuholland's Begehren nach dieser scheußlichen neuseeländischen Waare gehabt haben. Die obige Verordnung untersagt diesen Unfug. —

Dies sind einfach die Thatsachen und Begebenheiten, wie sie sich nach Vergleichung und Prüfung sämmtlicher Quellen und Berichte ergeben. Ich kann mich irren in dem, was ich als Hoffnungen für die Zukunft ausspreche; — ich kann mich irren in meiner Ansicht über Zweckmäßigkeit und Heilsamkeit dieses oder jenes Verfahrens, dieser oder jener Einrichtung. Ich bin auch weit entfernt, meine Meinungen und Hoffnungen in dieser Art irgend Jemandem, der sie nicht hegt, aufdringen zu wol-

len. Im Gegentheil zolle ich alle Achtung der freien Beurtheilung dessen, was sich nun als Thatsache herausstellt, — eine Beurtheilung, welche immer verschieden ausfallen muß, wo die urtheilenden Subjecte in ihrer Grundansicht verschieden sind. Es könnten ja die Einen der Meinung sein, das Evangelium sei überhaupt nicht das, was man einem rohen Volke als umbildendes Princip bringen müsse: es sei besser, ihnen bloß eine bestimmte Staatsform, das System einer philosophischen Schule, Wissenschaften und Gewerbe des bürgerlichen Lebens ohne die innere Herzensumwandlung zu bringen, die letztere werde sich ohne Evangelium von selbst machen; — noch Andre könnten meinen: es ginge ja die Europäer überhaupt nichts an, ob jene Völker so oder so beschaffen wären, — man solle sie doch lassen, wie sie seien, „zahm und wild passe nicht zusammen" rc. [1]); — wieder Andre könnten meinen: das Evangelium in dieser einfach biblischen Form sei es nicht, was man jenen Völkern hätte geben sollen, man hätte ihnen vielmehr einen pompösen Cultus, wobei sie mehr hätten betasten, riechen und sehen können, oder aber wiederum ein „aufgeklärtes", zurechtgemachtes, hie und da beschnittenes und hie und da ergänztes Evangelium bringen sollen. Mit allen Solchen kann ich einmal nicht übereinstimmen. Abgesehen davon, daß ich für mich zeitliches und ewiges Heil nur in dem einfachen, unveränderten Evangelium der Bibel finden zu können glaube, etwas, das für den vorliegenden Fall noch weniger in Betracht kommen kann, glaube ich aus der Geschichte überzeugt zu sein, daß die europäisch-christliche

---

[1]) — von denen zu geschweigen, welche nach Algier gehen, ein Theater dahin bauen und dann ein Bülletin geben: „der alte Raubstaat sei nunmehr europäisch civilisirt.'

Cultur in ihrer Gesammtheit, wie sie sich als das ganze Leben der europäischen Völker offenbart, nicht hätte zu Stande kommen können ohne die eigenthümliche Anregung und Belebung durch das Christenthum; daß ein andres Volk an dieser europäisch-christlichen Völkerbildung nur in dem Maße Theil nehmen könne, als es auch den innern, jene Bildung belebenden, erhaltenden und immer neu anregenden Geist des Christenthums auf sich mit übertrage; daß es den europäischen Völkern nach Maßgabe ihres christlichen Selbstbewußtseins zur Pflicht werde, auf die Ausbildung andrer Völker nach Kräften einzuwirken, und daß das einfache Bibelwort, ohne menschliches Modeln daran, sich als das beste, heilsamste Bildungsmittel bewährt habe. Sobald es sich indeß von allen diesen Grundansichten handelt, so wendet sich die Untersuchung nach einer Seite hin, mit welcher wir es hier nicht zu thun gehabt haben.

Dagegen war es hier lediglich darauf abgesehen, dem Leser den reinen Thatbestand vorzuführen, und dieser ist, wie sich aus dem Obigen ergeben hat: — daß christliche Missionäre sich auf den Inseln der Gesellschafts- und Sandwichgruppe niedergelassen haben, in keiner andern Absicht, als um sich und alle ihre Kräfte dem zeitlichen und ewigen Heile jener Völker zu widmen; daß ihre Thätigkeit so weit gesegnet worden ist, daß diese Völker aus dem Zustande der Wildheit in den der christlichen Gesittung überzugehen angefangen haben; daß sich dieselben zwar noch nicht aller Segnungen christlicher Völkerbildung erfreuen, daß aber die Hauptumwandlung bereits geschehen ist und jene Völker auf dem Wege zur Erlangung des noch Fehlenden mit verhältnißmäßig raschen Schritten begriffen sind.

Werfen wir nun zum Schlusse den Blick auf die ganze Südsee mit ihren zahlreichen Inselgruppen, von den Osträndern Australasiens bis zum Westrande America's, so sehen wir diese weite Fläche in allen Richtungen, bis wo die Eisbarrière unübersteigliche Hindernisse setzt, von den Schiffen der Europäer längst durchkreuzt. Aber gehen wir dreißig Jahre zurück, und rechnen wir die Küsten Neuholland's, wo es europäische Ansiedlungen sind, und die Marianeninseln ab, wo die Ureinwohner dem Schwerte der Spanier erlagen und unter ihrem Despotismus hinstarben, — so sehen wir noch nirgends eine gastliche Stätte, wo der Fremde im Bewußtsein der Achtung gegenseitiger Rechte ruhig und sicher sein Haupt niederlegen, wo er dauernde gegenseitige Verbindlichkeiten und Verträge schließen könnte; — nirgends einen Austausch der Ideen und künstlerischen Fertigkeiten; allenthalben nur noch ein horchendes Betrachten der Geberde, die für einzelne Worte eine Bedeutung finden lassen soll, — nur einen Austausch von Dingen, welche für den einen Theil die allernöthigsten Lebensbedürfnisse, für den andern die rohste Augen- oder Ohrenlust befriedigen sollen; — nur die Ausbrüche des Lasters, Lockungen der Sinnlichkeit, die Drohung, die Wuth und die Waffen des Krieges werden gegenseitig verstanden! Nur vorübergehend rastet daher der europäische Reisende bei dem unglücklichen, tiefgesunkenen Bruder, den er für einen solchen nicht einmal anerkennt, benutzt ihn zu seinem Vortheil, so viel er kann, und, damit er sich ganz willfährig zeige, weckt er in ihm Neugier und Staunen, — kitzelt sein Ohr und sein Auge, seinen Gaumen und sein roh-sinnliches Gefühl, — dann wieder setzt er ihn in ängstigende Furcht und schreckt ihn mit Donnergeschütz zu

Boden, — beobachtet und zeichnet ihn, ob sein Haar kraus oder schlicht, die Lippe wulstig, die Haut kupferfarben, olivengelb oder nußbraun sei. Aber er hat keine Zeit und Ausdauer, auch den Geist zu erspähen, der, dunkler und tiefer liegend, sich nicht betasten, nicht mit dem sinnlichen Auge erfassen, noch mit dem Pinsel hinzeichnen läßt. — Die nöthige Erfrischung ist endlich eingenommen und die Beobachtung vorüber: — da lichtet das Schiff die Anker und die Fremdlinge ziehen ab, weit, unbegreiflich weit. Krankheiten und geweckte Begierden lassen sie zurück, vielleicht auch ein Schwert und eine Muskete, die das Leben des Feindes noch sicherer als Pfeil, Schleuder und Steinaxt treffen, und damit ist nun der Australindier oder der Papua wieder allein, sich und seiner Wildheit überlassen. Und das erneuet und wiederholt sich. Immer kehren Andre wieder; aber haben sie nach der Sonne geschaut, die Küsten sondirt, den Ankergrund gemessen, haben sie eingenommen, was sie wollten, so ziehen sie ab: — Keiner bleibt oder Einer, den diese weitfahrende Menschheit aus sich oder der sich aus ihr hinausstieß. — Die Beobachtung und Erfrischung muß ihnen wohl gut und nothwendig sein, denkt der Wilde, und sicherlich! denken wir's mit ihm. Aber daß doch von den Vielen auch einmal Einer weilte und den „armen Kindern" (denn so nennen sie sich selber) Jahre widmete, alle ihre Schicksale mit ihnen theilte, daß er darbe mit ihnen, Angst und Schrecken mit erlebe, in den dunklen Geist mühsam dringe und ihn nach und nach erleuchte mit dem Lichte, das er empfing, weil ihn der Vater aller Wesen unter einer andern Breite und andern Mittagslinie geboren werden ließ: — das kann der Wilde nicht verlangen, und daher bleibt es, wie es war. Die Kinder der

alten Fremden sehen die Kinder der alten Wilden und dabei mag es verbleiben von Geschlecht zu Geschlecht und die große Kluft, welche einen Stamm vom andern scheidet, wird nicht aufgehoben! —

Aber ein wohlbekannter Mann sprach einst auf dem Areopagus zu Athen: „Gott hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziele gesetzt und zuvor ersehen, wie lange und weit sie wohnen sollen" [1]), und dieser selbe Mann schaute mit dem Adlerblicke der Begeisterung und sichern Zuversicht über alle Völker hin, die noch im Dunkeln lagen; und, welche es auch sein mogten, die noch auf Erden zerstreut waren, — er wußte, daß auch irgendwo geschrieben stehe: „Das Recht wird er auf Erden anrichten und die Inseln werden auf sein Gesetz warten; — sein Ruhm ist bis an der Welt Ende! Die im Meer fahren und was darinnen ist, die Inseln und die darinnen wohnen, — laßt sie dem Herrn die Ehre geben und laßt seinen Ruhm in den Inseln verkündigen!" [2])

Und dies Wort, das für alle Zeiten geschrieben steht, und, aller Kämpfe ungeachtet, durch alle Völker hin einst seine Bestätigung finden muß, fand sie bereits auch hier, — und so sehen wir in diesem weiten Meere einen Anfang gemacht. Die Mühe und Arbeit war groß, die Zeit der immer noch fruchtlosen Bearbeitung des Bodens lange, sehr lange! — aber das stille Vertrauen der Arbeiter war größer; die Kräfte gering und unzureichend — der Anfang klein: aber an jenem Waisenhause, dessen wir beim Beginne dieser Schrift gedachten, diesem Riesenbau aus dem kleinsten Anfange, stehen die mächtigen Worte:

---

[1]) Apostelgesch. 17. — [2]) Jes. 42.

„Die auf den Herrn vertrauen, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler!" — und so ist es gelungen! Zwar, — lassen wir den Blick schweifen über die große Fläche hin, — so sehen wir noch finstre Nacht zahlreiche Inselgruppen decken. Aber gegen Morgen und Mitternacht dieses ungeheuren Meeres leuchtet bereits ein freundliches Bild, wo der Australindier von Innen heraus zur Erkenntniß von Recht und Gesetz gekommen, wo er klar und deutlich in der eignen Muttersprache von der Liebe und Gnade reden hört und selber redet, wo er seine Gedanken und Worte unzweideutig und bleibend in Schrift niederlegen und dem Fremdlinge mittheilen kann, wo er sicher und deutlich in den Ideenkreis desselben dringen, die Räthsel seiner Erscheinung gelöst sehen kann: Vater und Mutter sehen wir hier in Frieden wohnen in geselliger Ehe, streitende Parteien ohne Kampf auf Leben und Tod von dem Richter nach geschriebenen Gesetzen die Entscheidung erwarten, hören unter dem Schatten einer tropischen Waldung Danklieder singen dem Vater im Himmel; wir sehen zwei Völkerschaften anfangen in den Kreis christlicher Völker zu treten, anfangen, im Gegensatz zu einer Nichts ändernden, gleichmäßig wiederkehrenden Erneuerung von Geschlecht zu Geschlecht, *ihre eigne Geschichte* zu leben, sich bewußt werden des einen Bandes der *ganzen* Menschheit, die unter *einem* Könige aller Könige, dem lebendigen ewigen Gotte, regiert, und in dem Laufe *einer* großen Geschichte, nach einem unbegreiflich weisen Erziehungsplane, zu *einem* großen Ziele hingeführt werden soll. Ein solches Licht sehen wir angebrochen auf zweien jener zahlreichen Inselgruppen, der Gesellschafts- und Sandwichgruppe. Aber auch auf andern Stellen des Südmeeres ist die erste

Dämmerung bereits angebrochen. Die Inseln, welche östlich und südlich der Gesellschaftsgruppe liegen, haben sich großentheils der Umwandlung dieser letztern angeschlossen. Die Harvey- (Cooks-) inseln (19° südl. 159° westl. v. Grw.), die Fidschi- (18° s., 178° ö.), die Schifferinseln (13° s., 171° w.) haben bereits christliche Lehrer, deren Mehrzahl aus eingebornen Gesellschaftsinsulanern besteht. Auf den Freundschaftsinseln (20° s., 175° w.) ist nach dem letzten Bericht der wesleyanischen Missionsgesellschaft fast dieselbe Katastrophe herbeigeführt, wie auf den Gesellschaftsinseln. König und Volk haben auch hier bereits den Götzendienst abgeworfen und das Begehren nach Unterricht ist allgemein. —

Ebenso hat auf den Marquesas- und Washingtoninseln, auf Neuseeland und Neusüdwales die Missionsthätigkeit begonnen, so weit die Mittel haben reichen können, und die Zukunft wird es lehren, zu welchem Ende der Allmächtige ihre Wirksamkeit hinausführen wird. —

Berlin, Ostern, 1833.

Anhang.

Es ist in dem Obigen mehre Male darauf hingewiesen, wie große Schwierigkeiten der Verbreitung des Christenthums auf außereuropäischem Boden von Europäern selbst entgegengesetzt werden. Ich habe bereits an einem andern Orte, im Leben des Bischofs Heber von Calcutta, mitgetheilt, wie von Seiten der englisch-ostindischen Companie, also von Seiten einer christlichen Regierung, in der Präsidentschaft Madras ein Gesetz existirt, wonach kein Christ fähig ist, ein öffentliches Amt zu bekleiden, und daß in eben dieser Präsidentschaft eingeborne, nunmehr aber christliche Bauern gepeitscht worden sind, „weil sie sich geweigert hatten, die thurmähnlichen Götzenwagen zu den eben so grausamen wie schamlosen Festlichkeiten der Hindu mit ziehen zu helfen." So eben erhalte ich von hochachtbarer Hand ein Werk mitgetheilt, welches kürzlich in England vom Hrn. Skinner, Captän im 31. Regiment in Indien, erschienen ist und dessen Ausflüchte in Indien nebst einer Reise über den Himalaja zu den Dschumna- und Gangesquellen enthält [1]).

S. 129 ff. schildert der Reisende den Weltmarkt von Hurdwar mit den Schals von Caschmir, den Tüchern Englands, den Corallen des rothen Meers, den Edelsteinen Ceylon's, den Wohlgerüchen Arabiens und Persiens, den Uhren Frankreich's den eingemachten Fleischwaaren China's u. s. w. Neben dem Gewühle des Marktes zeichnet der Verf. die Schaaren, welche die heiligen Waschungen am Ghat [2]) des vorüberfließenden Ganges vornehmen. Mitten unter diesem Treiben kann er nicht umhin, auf die stille Wirksamkeit der christlichen Missionäre daselbst aufmerksam zu machen, und er erzählt im Laufe des Buches einige Beispiele, welche sowohl von dieser Thätigkeit wie von den Schwierigkeiten zeugen, die sich in jenem Lande der Verbreitung des Christenthums entgegenstellen:

---

[1]) Excursions in India; including a walk over the Himalaya Mountains to the sources of the Jumna and the Ganges. II Vols. 8. London. 1832.

[2]) einer breiten steinernen Treppe zum Wasser hinab.

„Ein Soldat aus einem der eingebornen (Sipoy-) Regimenter," heißt es S. 133, „war von einem Caplan der Station, wo er lag, getauft worden. Er stand bei seinen Cameraden in großer Gunst und jener Umstand fiel daher desto eher auf. Die Regierung erfuhr die Sache und ordnete eine Untersuchung derselben an. Die Geschichte des Soldaten war einfach und sein späteres Betragen zeugte von ihrer Wahrheit. „Seit dem ersten Jahre meines Dienstes," sagte der Soldat vor Gericht aus, „fiel mir der Unterschied zwischen dem Betragen der britischen Officiere und den höhern Leuten meines Landes auf. Von den Ersteren hörte ich nie eine Unwahrheit und sah nie eine entehrende Handlung; — bei den Letzteren kam die Wahrheit nicht in Betracht und alberne Streiche waren gar zu gewöhnlich. An Bord der Expedition nach Java hatte ich Gelegenheit, die Engländer näher zu beobachten und wurde in meinen Vorstellungen von ihnen bestärkt. Mir fiel die Art auf, wie sie jeden Sonntag beteten, und ich wünschte, mehr über ihren Glauben zu erfahren. So oft ich konnte, sprach ich mit Europäern darüber, und hörte nicht auf an das Erfahrene zu denken, bis ich auf der Rückkehr nach Calcutta eine übersetzte Bibel erhielt. Darin las ich viel und beschloß, ein Christ zu werden. Ich wußte, daß ich, bevor ich dies erklärte, nothwendig erst von allen Gliedern meiner Familie Abschied nehmen müßte und erhielt dazu auch Urlaub. Ich hatte viel Noth mit ihnen. Die Entdeckung meines Vorhabens schob ich bis auf den letzten Augenblick auf und als ich sie endlich machte, kamen sie auch mit Allem hervor, was ich gefürchtet hatte. Wenn ich ihre Gründe widerlegte, fielen sie mich mit Vorwürfen und Thränen an. Ich blieb fest und schied von ihnen, als ob ich zum Richtplatze ginge. Urtheilt, ob ich's aufrichtig meine. Und nun Ihr Herren," fuhr er fort, indem er sich an die Untersuchungscommission wandte, „seid Ihr nicht Christen und Soldaten dazu? Wie kann ich denn nun als Christ untauglich zum Soldaten geworden sein? oder warum, weil ich an Euren Gott glaube, nicht fähig sein, Eurem Könige zu dienen?" Man hielt es für zweckmäßig, den Mann aus dem Regimente zu entlassen!" — — An einer andern Stelle trifft der Verfasser einen Christen, der ehemals Bramin war, und erzählt, (S. 194 ff.): „Dieser Mann war eine Art Hadschi Baba und hatte vor seiner Taufe manche Abenteuer. In seinen frühern Tagen (jetzt mogte er 40 Jahr alt sein) war er Soldat gewesen und hatte in Java gedient, was für einen Eingebornen immer etwas Großes ist. Nach seiner Entlassung ward er ein Bettelpriester und zog durch's Land, besuchte jeden heiligen Götzenschrein von irgend einem Rufe im Osten, von Tibet bis zum Cap Comorin; und fand sein Leben so ganz angenehm. — Eines Tages, als er seine Gebete am Ganges verrichtete, stieg ein Engländer den Ghat zum Fluß hinab, kam gerade vor ihm vorbei, sprach mit ihm und bot ihm zuletzt die Uebersetzung eines Theils der heiligen Schrift oder eines religiösen Tractats dar. Unser Bramin zog später nach Bhurtpur, wo er eines Vergehens wegen in's Gefängniß geworfen ward. Das Durchlesen der Schrift unterhielt und tröstete ihn hier und wirkte nach seiner Aussage eine große Veränderung in ihm. Als er hier entlassen ward, ging er von Zweifeln bewegt nach dem Hinducollegium in Benares, um gelehrte Braminen über den Ge-

genstand seiner kürzlich erlangten Kenntniß zu Rathe zu ziehen. Schwerlich konnte er an einen üblern Ort gerathen. Sie gaben ihm die einzige Antwort, die er erwarten konnte: — „Schmeiß das Buch weg oder du bist deiner Caste verlustig." Er war indeß entschlossen und wandte sich an den Caplan wegen der Taufe. Da es aber nöthig ist, hierbei immer große Vorsicht anzuwenden, so erkundigte man sich nach seinem Character und es hieß, daß er in dem Ruf einer großen Frömmigkeit als Bramin stehe. Um seinen Entschluß zu zeigen, daß er nicht länger ein solcher sein wolle, nahm er die geheiligte Braminenschnur von der Schulter, zerriß sie in Stücke und brachte sie zu dem Geistlichen mit den Worten: „Nun will ich länger nicht Bramin sein. Ihr könnt meine Bitte nicht abschlagen." Er erreichte endlich seinen Zweck und man hat bis jetzt noch keinen Grund gehabt, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Indeß hat er einige kleine Verfolgungen, hie und da Spott, auch mitunter Schläge zu ertragen gehabt, seit er als Christ bei einem Herrn im Dienste ist. Bei einer Gelegenheit, als er für diesen Herrn eine Botschaft zu machen hatte, hielt er vor einer Serai an, um seinen Klepper zu füttern. Irgend etwas an seiner Erscheinung erregte den Argwohn der Leute darin und sie fragten ihn nach seiner Caste. Er bekannte sich als zu einem bessern Glauben bekehrt und verwarf kühn ihre Ungläubigkeit. Seine Zuhörer waren aber nicht zu Controversen aufgelegt und erhoben bald ein großes Geschrei über ihn. Das ganze Dorf wurde in Aufruhr gebracht, Alles eilte dem Orte zu und stimmte mit in das Urtheil der Verstoßung, welches sogleich über ihn verhängt ward. Kaum daß er mit dem Leben davon kam; seinen Klepper mußte er der Gnade der Bramariter überlassen. — Gegenwärtig hatte er alle Vorurtheile abgelegt, war immer sehr geschäftig und als Einer, der alle Wallfahrtsörter auf den Gebirgen besucht hatte, war er seinem Herrn besonders ein guter Führer." —

Erfreulich ist es, noch hinzusetzen zu können, daß nach einem neuern Hefte des Asiatic Journal in den letzten Verhandlungen der ostindischen Companie beschlossen ist, für Missions- und christliches Schulwesen mehr Sorge zu tragen. — —

Berlin, gedruckt bei den Gebr. Unger.

Verzeichniß
einiger Bücher theologischen und religiösen Inhalts,
verlegt von
Friedrich Perthes in Hamburg.

Beiträge zu den theologischen Wissenschaften von den **Professoren der Theologie in Dorpat**. 1832. 1 Thlr. 12 gr.

Bibelworte, als Grundlage zu einem christlichen Unterricht für die reifere Jugend. 1826. 6 gr.

Claudius, Matthias, Werke. 4 Thle. 4. Aufl. 1831. 4 Thlr. 20 gr.

Ebel, J. W., über gedeihliche Erziehung, für Eltern und Erzieher. 1825. 16 gr.

Erasmus von Rotterdam, Leben des, von A. Müller. 1828. 1 Thlr. 20 gr.

Fenelon's Werke, religiösen Inhalts, übers. von Matth. Claudius. 3 Theile. 2. Aufl. 2 Thlr. 16 gr.

Gemberg, Aug., die Schottische Nationalkirche nach ihrer gegenwärtigen innern und äußern Verfassung. 1827. 1 Thlr. 16 gr.

Gesang- und Gebetbuch, allgemeines evangelisches, zum Kirchen- und Hausgebrauche. 2 Bde. 1833. Schreibpap. 3 Thlr. 16 gr. Druckpap. 2 Thlr. 20 gr.

Hävernick, H. A. C., Commentar über das Buch Daniel. 1832. 3 Thlr.

Hartmann, A. Th., die enge Verbindung des alten Testaments mit dem neuen, aus rein biblischem Standpunkt. 1831. 4 Thlr. 12 gr.

Hey, W., Auswahl von Predigten, gehalten in der Hofkirche zu Gotha während der Jahre 1830 und 1831. 2 Theile. 1 Thlr. 12 gr.

Iken, H. F., Trostbibel für Kranke und Leidende nach den Psalmen. 1827. 1 Thlr.

Kleuker, J. F., Grundriß einer Encyklopädie der Theologie. 2 Theile. 1800. 3 Thlr. 8 gr.

— — Untersuchung der Gründe für die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der schriftlichen Urkunden des Christenthums. 5 Theile. 1797—1800. 5 Thlr. 20 gr.

Krabbe, Otto, über den Ursprung und den Inhalt der apostolischen Constitutionen des Clemens Romanus. Ein hist.-krit. Versuch. 1 Thlr. 12 Gr.

Krüger, Fr. K., das Wort ward Fleisch, oder Betrachtungen über Johannes 1, 1—14. 1826. 14 gr.

Lisco, F. G., die Offenbarungen Gottes in Geschichte und Lehre nach dem Alten und Neuen Testamente; oder vom Reiche Gottes. 1830. 1 Thlr. 12 gr.

Luther's Werke. In einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl. 10 Theile. 4 Thlr. 12 gr.

Magazin, homiletisches, über die **evangelischen** Texte des ganzen Jahres, herausg. v. H. L. A. **Vent**. 2 Theile. 1828. 3 Thlr. 12 gr.

Magazin, homiletisches, üb. die Epistel-Texte des ganzen Jahres, herausg. von J. A. Rehhof, 2. Bde. (unter der Presse).
Marheinicke, P., Grundlegung der Homiletik, in einigen Vorlesungen über den wahren Charakter eines protestantischen Geistlichen. 1811. 12 gr.
Neander, Aug., allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 1—6r Theil. 1825—1832. 13 Thlr.
— — — wohlfeile Ausg. 6 Thlr. 12 gr.
— Geschichte der Pflanzung und Leitung der christl. Kirche durch die Apostel. 1r Theil. 1832. 2 Thlr.
— — — wohlfeile Ausg. 1 Thlr.
(Der zweite Theil ist unter der Presse.)
Nitzsch, C. J., üb. den Religionsbegriff der Alten. 1832. 4 gr.
Olshausen, Herrm., die biblische Schriftauslegung, noch ein Wort über tiefern Schriftsinn. 1826. 10 gr.
— Nachweiß der Echtheit sämmtl. Schriften des Neuen Testaments für gebildete Laien aller Stände. 1832. 18 gr.
Pollock, der Lauf der Zeit. Ein Gedicht in 10 Gesängen. Uebers. von W. Hey. 1830. 1 Thlr. 12 gr.
Polstorf, Ludw., Blicke in die letzten Lebenstage unsers Herrn zur häuslichen Erbauung. 2. Aufl. 1826. 12 gr.
— christliches Trost- und Stärkungsbüchlein. 1825. 22 gr.
— — — wohlfeile Ausg. 1826. 12 gr.
Rambach, A. J., über Luthers Verdienst um den Kirchengesang. 1813. 1 Thlr. 4 gr.
Rußwurm, J. W. B., musicalische Altar-Agende. Ein Beitrag zur Erhebung und Belebung des Cultus. 1826. 2 Thlr.
Sack, K. H., christliche Apologetik. 1829. 2 Thlr.
Sartorius, Ernst, Apologie des ersten und zweiten Artikels der Augsburgischen Confession gegen alte und neue Gegner. 1829. 1831. 22 gr.
— — die Lehre von Christi Person und Werk in populären Vorlesungen vorgetragen. 1831. 1 Thlr. 2 gr.
Schmieder, H. E., Zeugniß von Christo in Predigten gehalten zu Rom und Pforte. 1829. 1 Thlr. 8 gr.
Seelenfrieden, über den, den Gebildeten ihres Geschlechts gewidmet von der Verfasserin. 3. Aufl. 1829. 1 Thlr. 6 gr.
Stolberg, Fr. Leop., Graf zu, Geschichte der Religion Jesu Christi. 15 Theile und 2 Theile Reg. 12 Thlr.
Stuhlmann, M. H., Uebersetzung des Buchs Hiob. 1804. 1 Thlr. 16 gr.
— — — der Psalmen. 1812. 2 Thlr.
Studien und Kritiken, theologische. Herausg. von Ullmann und Umbreit in Verbindung mit Gieseler, Lücke und Nitzsch. Jahrgang 1828 bis 1833. Jeder Jahrgang 5 Thlr.
Tholuck, Aug., Die Lehre von der Sünde und vom Erlöser, oder die wahre Weihe des Zweiflers. 4. Aufl. 1832. 1 Thlr. 12 gr.
— Commentar zu dem Evangelio Johannis. 4. Aufl. 1833. 1 Thlr. 12 gr.
Twesten, A. D. C., Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. 1r Bd. 2. Aufl. 1829. 2 Thlr.
Weihnachtsgabe, biblische, für Jung u. Alt. gebunden 1 Thlr.

Versuch
eines allgemeinen evangelischen
Gesang- und Gebetbuchs
zum
Kirchen- und Hausgebrauche.

Gr. 8. Hamburg, im Verlage von Friedrich Perthes.

Dieses Werk, die Frucht einer vieljährigen Forschung und Arbeit, hat eine doppelte Bestimmung. Eines Theils soll es Jedem, der für deutsche Sprache und Dichtung Theilnahme fühlt, den schönsten und während dreier Jahrhunderte allein ununterbrochen fortgebildeten Theil vaterländischer Poesie in seinem lebendigen Zusammenhange sowohl mit der Geschichte des deutschen Volkes und der evangelischen Kirche, als mit dem Ganzen der geistlichen Dichtung aller Zeiten und Völker anschaulich machen. Dann aber ist es auch anzusehen als Versuch eines praktischen allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs, und als Probegesangbuch, welches sowohl den kirchlichen Behörden, als den einzelnen Gelehrten, die sich mit dieser hochwichtigen Angelegenheit beschäftigen, übergeben und zur Beherzigung empfohlen wird. In dieser doppelten Beziehung schien eine solche Arbeit lange ein wahrhaft vaterländisches Bedürfniß zu sein, und für beide Zwecke ist das Werk mit den erforderlichen Nachweisungen und rechtfertigenden Erklärungen ausgestattet, wie ein Aktenstück, das mit seinen Belegen zur Berathung den Berufenen vorgelegt wird. Es enthält in der Vorrede und ihren Anhängen eine Entwickelung des innern Zusammenhangs der Lieder des Gesangbuchs, als eines großen heiligen Epos der Nation, in vier Liederkreisen, deren jeder ein abgeschlossenes Ganze bildet und die in fortdauernder Steigerung sich aus einander entwickeln. Bei dieser Auseinandersetzung ist die Idee des christlichen Kirchenjahrs, so wie die Natur des christlichen Gottesdienstes auf eine neue Weise dargestellt. Zugleich wird in der Vorrede die Art entwickelt, wie ein solches Werk neben ähnlichen die verschiedenen Stadien der Prüfung und Vollendung durchgehen könne, damit daraus ein allgemeines nationales Werk hervorgehe. Hinsichtlich der vielbesprochenen Frage über die Behandlung des Textes, namentlich der älteren Lieder, sind feste Regeln beobachtet und von diesen selbst eine übersichtliche Rechenschaft abgelegt worden. Angehängt sind dem Werke erbauliche Nachrichten von den Liederdichtern, worin die Lieder, so weit ihre nach der Zeitfolge geordneten Verfasser bekannt sind, aufgeführt und diese wie jene kurz charakterisirt werden. Das Werk selbst zerfällt in zwei

Theile: das Gemeinde-Gesangbuch und das Gebetbuch, welches außer den Gebeten auch diejenigen klassischen Lieder enthält, die sich mehr für den Privat- als den Gemeindegebrauch eignen. Dieses letztere folgt dem kirchlichen Gesangbuche Schritt für Schritt, und ist durchaus praktisch sowohl für die häusliche Erbauung, als die stille, oder vorbereitende oder begleitende, Andacht beim Gottesdienste eingerichtet. Wie die Lieder, so sind die Gebete nach dem streng durchgeführten Begriffe des Musterhaften oder Klassischen aus allen Theilen des evangelischen Schatzes, mit Benutzung des Vorzüglichsten aus dem Schatze der frommen Begeisterung aller übrigen christlichen Völker und Kirchen, ausgewählt, dabei aber eben sowohl Sorgfalt getragen, daß nichts Unevangelisches einschleiche, als daß keine ächt-biblische Auffassungs- und Darstellungsweise ausgeschlossen werde. Das Ergebniß ist: daß unser deutsch-evangelischer Lieder- und Gebetschatz der Kern und Mittelpunkt ist, an den sich das Uebrige anschließt; daß ein nicht übermäßig starkes Gesangbuch sich bilden lasse, — dieses Werk enthält 933 Nummern — welches das wahrhaft Musterhafte aus den heiligen Gesängen aller Zeiten und Völker vereinige; und daß in ihnen, wie in den Gebeten, sich eine tröstende und erhebende Harmonie aller christlichen Herzen, so wie die innere Uebereinstimmung der Offenbarung des alten und neuen Bundes sich kund giebt. Endlich sind dem Werke noch einige ganz besonders schöne, eigenthümliche und leicht singbare Weisen, besonders aus der ältern Kirche — zum Theil von tausendjährigem Alter — beigefügt, welche manche Lücken unsers reichen Melodienschatzes sehr glücklich ausfüllen.

Dieses Werk ist den christlichen Vorstehern evangelischer Gemeinden und christlichen Hausvätern und Hausmüttern zugeeignet und ihnen die wichtige Angelegenheit eines solchen Kirchen- und Hausbuches an's Herz gelegt. Um die Anschaffung zu erleichtern, haben Herausgeber und Verleger ihre vereinten Bestrebungen dahin gerichtet, daß das Werk zu einem Preise geliefert werden könne, welcher bei solcher Bogenzahl, in gedrängter kostbarer Druckart, auf schönem Papier als möglichst billig angesehen werden kann.

Hamburg,
Bei Friedrich Perthes.
1833.

10101
. Buchner
Buchbinderei
098 Hohenthann

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krohn, Friedrich,

Das Missionswesen in der Südsee Ein Beitrag zur Geschichte von Polynesien : (nebst neuen Nachrichten und Documenten über die Gesellschafts- und Sandwichinseln.)

Hamburg 1833

H.eccl. 573 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10025596-5